

Anhang

6. Stefan Breuer

Zur Soziogenese des Patrimonialstaates

Vorbemerkung

Der folgende Beitrag ist ein Exkurs über die im Aufsatz von Breuer/Treiber/Walther nur sehr knapp umrissenen Prozesse, aus denen die nach Max Weber wichtigste Form des 'traditionalen Staates' - der Patrimonialstaat - hervorgegangen ist. Diese bei Weber weitgehend im dunkeln verbleibenden Prozesse sollen im folgenden im Anschluß an zwei Stränge der neueren anthropologischen Forschung analysiert werden. Ich werde zunächst Anregungen der ökonomischen Anthropologie aufgreifen und den für vorstaatliche wie staatlich organisierte Gesellschaften gleichermaßen grundlegenden Begriff der 'häuslichen Produktionsweise' entwickeln (1), der zugleich eine Reihe herrschaftssoziologischer Implikationen enthält (2). Von hier aus werde ich eine Brücke zu dem von Friedman und Rowlands (1977) vorgelegten Modell einer Evolution von Zivilisationsstufen schlagen und auf dieser Basis eine Sequenz von Staatstypen herausarbeiten, die jeweils durch verschiedene historische Beispiele illustriert werden (3). Mit dem letzten Abschnitt über den 'urbanen Territorialstaat' (4) schließe ich dann wieder an die Webersche Herrschaftssoziologie mit ihren Idealtypen des 'Patrimonialismus' und der 'Geschlechterpolis' an.

1. Die häusliche Produktionsweise

Wer eine Abhandlung über den Staat mit der Untersuchung einer 'Produktionsweise' beginnt, scheint sich wie von selbst dem Postulat des historischen Materialismus zu verpflichten, "daß Rechtsverhältnisse wie Staatsformen weder aus sich selbst zu begreifen sind noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln" (MEW Bd. 13, 8). Indessen impliziert die Verpflichtung gegenüber einem Postulat noch keineswegs eine Verpflichtung auch gegenüber der höchst spezifischen Realisierung, die dieses Postulat im historischen Materialismus erfahren hat. Denn so erfolgreich Marx in der Analyse der kapitalistischen Produktionsweise war, so wenig überzeugend sind seine Versuche (und vor allem die seiner Nachfolger) ausgefallen, das Problem der vorkapitalistischen Gesellschaften zu lösen. Schon ein kurzer Blick in die einschlägige Literatur zeigt die tiefe Verwirrung, in die diese Gesellschaften den historischen Materialismus gestürzt haben. Das amtliche Lehrbuch der politischen Ökonomie unterscheidet - wie im übrigen schon Stalin - drei große vorkapitalistische Produktions-

weisen: Urgemeinschaft, Sklavenhalterordnung und Feudalismus (Politische Ökonomie Bd. I, 1976); andere Autoren kennen dagegen nur eine oder zwei (Töpfer 1967; Eifler 1977); manche wiederum sogar sechs (Godelier 1969). Einer der jüngsten Versuche, zu einer exakten Bestimmung zu gelangen, unterscheidet 1975 vier Hauptformen, 1977 nur noch drei, nämlich primitiven Kommunismus, Sklavenproduktion und feudale Produktionsweise (Hindess/Hirst 1975, 1977).

Betrachtet man diese divergierenden Bestimmungsversuche, die in ihrer Heterogenität nur eine Fortsetzung der schon bei Marx und Engels zu verzeichnenden Unsicherheiten über Form, Anzahl und Reihenfolge der vorkapitalistischen Produktionsweisen darstellen, so fällt bei aller Unterschiedlichkeit doch eine Gemeinsamkeit ins Auge. Die Abgrenzung der Produktionsweisen erfolgt durchgängig durch den Bezug auf Verhältnisse der Aneignung und der Verteilung, auf Verhältnisse mithin, die den Strom der Produkte regulieren, nicht aber die Produktion als solche. Es sind unterschiedliche Subjekte der Aneignung, die als Unterscheidungsmerkmale fungieren: die ursprüngliche Gemeinschaft, der despotische Staat, die antike Polis, der Sklavenhalter oder der feudale Grundherr. Marx selbst hat es bekanntlich so gesehen: "Es ist jedesmal das unmittelbare Verhältnis der Eigentümer der Produktionsbedingungen zu den unmittelbaren Produzenten ..., worin wir das innerste Geheimnis, die verborgene Grundlage der ganzen gesellschaftlichen Konstruktion und daher auch der politischen Form des Souveränitäts- und Abhängigkeitsverhältnisses, kurz, der jedesmaligen spezifischen Staatsform finden" (MEW Bd. 25, 799 f.).

Auch die Autorität von Marx ändert nun freilich nichts daran, daß ein derartiger Ansatz die Analyse in eine Zirkeldefinition verstrickt. Wenn das Konzept der Produktionsweise den Schlüssel für die Erklärung der unterschiedlichen politischen, religiösen oder rechtlichen Strukturen geben soll, so darf das, was definiert werden soll, nicht schon in der Definition selbst enthalten sein. Der Begriff der Produktionsweise darf nicht so weit gefaßt sein, daß alles, was mit ihm erklärt werden soll, bereits in ihm enthalten ist. Genau das ist aber bei sämtlichen Modellen, die der historische Materialismus anbietet, der Fall. Die asiatische Produktionsweise beispielsweise ist dadurch definiert, daß der Staat sich das Mehrprodukt in Gestalt der Steuer aneignet; die feudale Produktionsweise dadurch, daß das Mehrprodukt in Gestalt von Grundrenten an private Grundeigentümer fließt. Weder der Begriff der asiatischen noch derjenige der antiken oder feudalen Produktionsweise kann ohne Bezugnahme auf jene außerökonomischen Strukturen bestimmt werden, die doch ihrerseits erst durch den Begriff der Produktionsweise erklärt werden sollen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedinge den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt, heißt es im Vorwort zur 'Kritik der politischen Ökonomie' (MEW Bd. 13, 8 f.). Eine Bestimmung der Produktionsweisen jedoch, die die Beziehungen der Aneignung und damit letztlich die gesamte Gesellschaftsstruktur in den Begriff mit aufnimmt, reduziert den historischen Materialismus zur puren Tautologie.

Es scheint, daß dieses Dilemma nur zu vermeiden ist, wenn man einer anderen Überlegung von Marx folgt und die Bestimmung der Produktionsweisen zunächst unabhängig von den gesellschaftlichen Formen vornimmt, in die die Produktion eingebettet ist (vgl. MEW Bd. 23, 192 ff.). Ein solches Vorgehen ist bei der Analyse der kapitalistischen Produktionsweise nicht möglich, was sich schon daran zeigt, daß das 'Kapital' mit der Ware beginnt, nicht mit dem Arbeitsprozeß: der Kapitalismus ist ein System, bei dem die Produktionsverhältnisse in den unmittelbaren Arbeitsprozeß einrücken und sich in einer spezifischen Technik materialisieren, die es erlaubt bzw. zwingend erforderlich macht, von einer kapitalistischen Produktionsweise zu sprechen. In den vorkapitalistischen Gesellschaften dagegen stellen Produktion und soziale Synthesis zwei differente Ebenen dar, die nur äußerlich aufeinander bezogen sind. Es gibt bestimmte handwerkliche und agrarische, auf Jagen, Sammeln oder Fischen bezogene Praktiken, nicht aber eine asiatische, antike oder feudale Produktion: vom Arbeitsprozeß her gesehen sind die Unterschiede zwischen einem chinesischen Bauern der Tang-Zeit und einem französischen Bauern des Mittelalters ebenso minimal wie die Unterschiede zwischen einem römischen und einem indischen Goldschmied.

Natürlich machen sich die verschiedenen sozialen Zusammenhänge, in die die unmittelbaren Arbeitsprozesse eingebettet sind, auch in den vorkapitalistischen Gesellschaften geltend. Aber, und das unterscheidet sämtliche vorkapitalistischen Systeme vom kapitalistischen, sie tun es nur auf eine äußerliche, den Produktionsprozeß nicht als solchen determinierende Weise, so daß, wie es K.D. Oetzel formuliert hat, jederzeit ein Verhältnis der Inadäquanz zwischen der Produktion und dem in ihr eingeschlossenen Erfahrungswissen einerseits und der jeweiligen Herrschafts- und Klassenstruktur andererseits besteht. "Die geschichtlich aufeinanderfolgenden Produktionsverhältnisse bilden demnach nur einen äußeren Rahmen, sie können der Entwicklung der Produktivkraft erfahrungsgebundener Arbeit förderlich oder hinderlich sein, aber sie können die Logik dieser Entwicklung selbst nicht beeinflussen. Sie sind dazu deshalb nicht imstande, weil es ihnen verwehrt bleibt, als solche - und das heißt: technisch - in den unmittelbaren Arbeitsprozeß einzurücken ... Gerade in dieser Äußerlichkeit der Beziehung zwischen Klassenstruktur und Produktivkräften liegt der tiefere Grund dafür, daß die Produktionsverhältnisse die Form unmittelbarer Herrschaftsverhältnisse nicht restlos abstreifen können" (Oetzel 1978, 168).

Es ist diese eigentümliche Differenz zwischen Produktions- und Aneignungsebene in den vorkapitalistischen Gesellschaften, die in den letzten Jahren eine Reihe marxistischer und nichtmarxistischer Anthropologen dazu veranlaßt hat, nach Kriterien für eine Abgrenzung von Produktionsweisen zu suchen, die nicht mehr juristischer oder politischer Art sind, sondern der Struktur des Produktionsprozesses selbst entspringen. So hat etwa Marshall Sahlins in Anlehnung an Karl Bücher, Marx und Cajanov den Begriff der 'häuslichen Produktionsweise' vorgeschlagen, der für die 'primitive Ökonomie' die gleiche Bedeutung haben soll wie die Seigneurie für die mittelalterliche und die Fa-

brik für die kapitalistische Ökonomie (Sahlins 1968, 74 ff.; 1974, 41 ff.). Claude Meillassoux hat diesen Begriff aufgenommen und ihm eine größere Präzision verliehen, indem er die 'häusliche Produktionsweise' von der auf Sammeln und Jagen beruhenden ('zynegetischen') Produktionsweise abgrenzt, wobei er als Unterscheidungskriterium das Verhalten der Produzenten zu den objektiven Produktionsbedingungen zugrundelegt (Meillassoux 1973; 1976, 25 ff.)

Während die erstgenannte Produktionsweise, bei der die Erde unmittelbar als Arbeitsgegenstand genutzt wird, ohne daß vorher menschliche Energie in sie investiert wurde, wenig geeignet ist, eine Produktionsgruppe hervorzubringen, die eines dauerhaften Zusammenhalts fähig ist, führen in der zweiten Produktionsweise, bei der die Erde durch eine kontinuierliche Investition an Energie auf Zeit produktiv gemacht wird, die Zirkulation der Lebensmittel zwischen aufeinander folgenden Generationen und die daraus erwachsende Solidarität zur Bildung stabilerer Gruppen, die bestimmte Mechanismen zur Sicherung ihrer physischen und strukturellen Reproduktion ausbilden. Die erste Produktionsweise wäre jenen in der Ethnologie gewöhnlich als 'Horden' ('bands') klassifizierten Gemeinschaften zuzuweisen, die, wie z.B. die Australier, Pygmäen, Buschmänner oder Feuerländer, durch ein intermittierendes Sozialleben gekennzeichnet sind; die zweite hingegen wäre die Basis jener Gesellschaften, in denen die Bewegung der Mitglieder durch bestimmte feststehende Normen der sozialen Reproduktion reguliert wird. Da die meisten ethnologischen Klassifizierungen darin übereinstimmen, daß erst mit dieser zweiten Form institutionalisierte Herrschaftsverhältnisse auftreten, werde ich im folgenden auf eine Erörterung der ersten Form verzichten und mich auf die Analyse der 'häuslichen Produktionsweise' und der auf ihr beruhenden gesellschaftlichen Institutionen beschränken (zu den Jäger- und Sammlergesellschaften vgl. allgemein Lee/de Vore 1968; Fried 1967, 51 ff.; Service 1966; 1971, 48 ff.; Meillassoux 1973; Steward 1979, 101 ff.).

Die wichtigsten Merkmale der häuslichen Produktionsweise sind rasch genannt: die Orientierung der Produktion am Konsum; die Überordnung der Bedarfsdeckung über Kosten-Nutzen-Kalküle, die Einheit von 'Haushalt' und 'Betrieb', die Behandlung der Erträge der Familienarbeit als unteilbares 'Gesamtarbeitseinkommen' (Cajanov). Dies impliziert nicht notwendig, daß die Produktionseinheiten autark und ohne ökonomische Beziehung aufeinander wären, wie noch Rodbertus oder Bücher mit ihren Typen des 'Oikos' bzw. der 'geschlossenen Hauswirtschaft' unterstellten. Austausch findet statt, aber ein Austausch, der, im Unterschied zur entwickelten Warenwirtschaft, auf die dominierenden Gebrauchswertinteressen bezogen bleibt und sich nicht zum Tauschwertsystem verselbstständigt. Zweck der Produktion ist die Reproduktion des Haushalts, nicht die Erzielung von Gewinnen; und entsprechend ist die Arbeit wenig intensiv, intermittierend und lediglich auf die Erreichung begrenzter konsumtiver Ziele abgestimmt. Die verschiedenen Produkte, so bemerkt schon Marx, treten der Familie nicht als Waren gegenüber, sondern als ver-

schiedene Ergebnisse ihrer gemeinsamen Arbeit; die verschiedenen Arbeiten, welche diese Ergebnisse hervorbringen, "sind in ihrer Naturalform gesellschaftliche Funktionen, weil Funktionen der Familie, die ihre eigne, naturwüchsige Teilung der Arbeit besitzt so gut wie die Warenproduktion. Geschlechts- und Altersunterschiede wie die mit dem Wechsel der Jahreszeit wechselnden Naturbedingungen der Arbeit regeln ihre Verteilung unter die Familie und die Arbeitszeit der einzelnen Familienmitglieder. Die durch die Zeitdauer gemeßene Verausgabung der individuellen Arbeitskräfte erscheint hier aber von Haus aus als gesellschaftliche Bestimmung der Arbeiten selbst, weil die individuellen Arbeitskräfte von Haus aus nur als Organe der gemeinsamen Arbeitskraft der Familie wirken" (MEW Bd. 23, 92).

Marx' Feststellung, daß in der Familienwirtschaft Naturalform und Gesellschaftlichkeit zusammenfallen, verweist auf den im Vergleich mit der kapitalistischen Produktionsweise positiven Aspekt, daß den Produzenten ihre Gesellschaftlichkeit nicht in abstrakter, veräußerlichter Form gegenübertritt. Zugleich aber verweist sie auf den negativen Aspekt, daß Gesellschaftlichkeit überhaupt nur in sehr limitierter Form möglich ist, was sich wiederum negativ auf die Reproduktionsmöglichkeiten der häuslichen Produktionsweise auswirkt. Zwar ist eine Produktion von Überschüssen über den unmittelbaren Bedarf keineswegs ausgeschlossen, wie noch im einzelnen zu zeigen sein wird. Die Tatsache jedoch, daß sich Produktion und Konsumtion nach dem Prinzip der Herstellung einer Ausgewogenheit zwischen der Intensität des Arbeitsaufwandes und den Erfordernissen der familialen Bedürfnisbefriedigung regulieren (Medick 1978, 99), dokumentiert, daß die häusliche Produktionsweise nicht primär auf Überschußproduktion eingerichtet ist. Sich selbst überlassen, unabhängig von externen Stimuli, funktioniert der Haushalt eher als ein 'anti-surplus-system' (Sahlins), das im Verhältnis zu den potentiell vorhandenen Ressourcen und der vorhandenen Arbeitskapazität 'unterproduktiv' ist, mit der Folge, daß in den auf der häuslichen Produktionsweise beruhenden Gesellschaften oft bis zu einem Drittel der Haushalte außerstande ist, sich allein zu reproduzieren (Sahlins 1974, 71). Die häusliche Produktionsweise ist daher nicht nur instabil, sie tendiert ökonomisch gesehen geradezu zu Anarchie und Dissoziation. "The entire society is constructed on an obstinate economic base, therefore on a contradiction, because unless the domestic economy is forced beyond itself the entire society does not survive. Economically, primitive society is founded on an anti-society" (Sahlins 1974, 86).

Daß diese dissoziative Tendenz der häuslichen Produktionsweise sich nicht voll durchzusetzen vermag, liegt vor allem an den spezifischen Reproduktionsmechanismen, die sich mit dieser Produktionsweise ausbilden. Nach Meillassoux haben Haushalte nämlich nicht nur das Problem der Kontinuität des Produktionszyklus, sondern zugleich dasjenige der Reproduktion

der Produktionszelle zu lösen, d.h. für ein ausreichendes Gleichgewicht zwischen der Zahl der produktiven und der unproduktiven Individuen und unter diesen für eine ausreichende Zahl an Mitgliedern beiderlei Geschlechts im richtigen Alter zu sorgen, damit die Produktionszelle in ihrem Personenbestand und ihren Proportionen erhalten bleibt (Meillassoux 1976, 56 f.). Die ständigen Ungleichgewichte, die dabei durch natürliche Wechselfälle wie Tod oder Heranwachsen der Kinder, differentielle Fruchtbarkeit etc. entstehen, machen es unerlässlich, daß sich die Haushalte, die ökonomisch gesehen eher zur Dissoziation tendieren, auf andere Produktionszellen öffnen, da nur so ein Personenbestand erreichbar ist, der die Reproduktion genetisch wie gesellschaftlich sichert. Die natürliche Reproduktion wird korrigiert durch einen Mechanismus, den Meillassoux als 'matrimoniale Politik' bezeichnet, d.h. durch die friedliche Zirkulation der Frauen als der 'Produzentinnen der Produzenten', durch die Bildung matrimonialer Allianzen, die die Tendenz entwickeln, sich auf eine ausreichend große Population auszudehnen, die eine angemessene Zahl von Ehepartnern umfaßt (Meillassoux 1976, 58).

Während sich der Reproduktionsprozeß in der Horde auf kurzfristige, unmittelbar bedeutsame Akte beschränkt (Aufnahme oder Paarung), gestaltet er sich in den häuslichen Gesellschaften zu einem komplizierten, längerfristigen Unternehmen, das um zentrale Vorgänge wie Heiratsversprechungen, Verlobung, Hochzeit, Tauffeiern etc. organisiert und mit einem ganzen Netz von Regeln und Verboten umgeben ist. Anstelle der für die Horde typischen Beziehung der freien Mitgliedschaft tritt das durch Heiratsbeziehungen gestiftete Band, das die Verbindung mehrerer Haushalte zu einer größeren Gruppe und innerhalb derselben eine den produktiven und konsumtiven Erfordernissen entsprechende Verteilung der Individuen ermöglicht. Die Produktionsweise ist und bleibt dabei die materielle Grundlage. Gesellschaftskonstitutiv aber sind die auf dieser Grundlage sich herausbildenden Formen der Reproduktion der Produktionszelle und der Zwang zur matrimonialen Allianz, der zwar nicht, wie Lévi-Strauss meint, einer universalen Struktur des menschlichen Geistes - der Reziprozität - entspringt, gleichwohl seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten gehorcht und keineswegs auf einen bloßen 'Reflex' der Produktionsweise zurückzuführen ist. "Der Tausch - und infolgedessen die Exogamie regel, die ihn zum Ausdruck bringt - hat einen sozialen Wert in sich selbst: er liefert das Mittel, die Menschen miteinander zu verbinden und die natürlichen Bande der Verwandtschaft durch die nunmehr künstlichen - da dem Zufall der Begegnungen oder der Promiskuität des Familienlebens entzogenen - Bande der von der Regel beherrschten Allianz zu überlagern" (Lévi-Strauss 1981, 641).

Die These von der gesellschaftskonstitutiven Bedeutung der Reproduktionsmechanismen besagt natürlich nicht, daß es auf der Basis der häuslichen Produktionsweise außer den matrimonialen Allianzen keine anderen Formen der gesellschaftlichen Synthesis gibt. Diese können, wie Service ausführt, verwandtschaftlicher und nichtverwandtschaftlicher Art sein. Typisch für die verwandtschaftlichen Integrationsformen sind die nach dem Modell der Familie als

der 'vertical solidary unit' gebildeten Deszendenzsysteme wie Lineages and Clans, über die später noch zu sprechen sein wird. Typisch für die nichtverwandtschaftlichen Formen dagegen sind die nach dem Modell der 'horizontalen Solidarität' gebildeten 'pantribal sodalities' wie z.B. Altersklassen, Männerbünde und Geheimgesellschaften (Service 1971, 101 ff.; vgl. auch Lowie 1949, 245 ff.; Paulme 1973; Eisenstadt 1956). So wichtig indes diese letztgenannten Institutionen auch sind, so wenig ändert dies an der Tatsache, daß die 'häusliche Gesellschaft' wohl ohne Altersklassen und Bünde auszukommen vermag, nicht aber ohne matrimoniale Allianzen. Meillassoux hebt daher zu Recht den dominierenden Charakter der Reproduktionsverhältnisse in dieser Gesellschaft hervor: "Daß die Reproduktion in diesen Gesellschaften die vorherrschende Sorge ist, liegt auf der Hand. Alle Institutionen gelten diesem Unternehmen. Das Pathos, das auf der Heirat liegt; die matrimonialen und paramatrimonialen Institutionen; die Filiation; die Fruchtbarkeitskulte; die mit der Schwangerschaft verknüpften Vorstellungen; die Veränderung der Lage der Frau je nach ihrer Position im Zyklus der Fruchtbarkeit; die Besorgnis, die Ehebruch und außereheliche Geburten wecken; die Sexualverbote usw. - all das sind Zeugnisse für den Platz, den diese Funktion einnimmt. Die Verwandtschaftsbeziehungen, die sich aus der Heirat (als Institution) mehr noch als aus der Geburt ergeben (die nur ein durch die anläßlich der Heirat festgelegten Regeln kodifiziertes Ereignis ist), sind eindeutig Beziehungen, die sich um die Reproduktion der Individuen knüpfen" (Meillassoux 1976, 51 f.).

Bevor wir den Entwicklungsmöglichkeiten, die dieser Form der sozialen Synthesis inhärent sind, ausführlicher nachgehen, ist es jedoch unerläßlich, den Begriff der häuslichen Produktionsweise noch nach einer anderen Richtung abzugrenzen. Im Gegensatz zu Meillassoux und Sahlins läßt sich die Auffassung vertreten, daß die häusliche Produktionsweise nicht nur auf 'Stammesgesellschaften' (Sahlins) bzw. auf Gesellschaften beschränkt ist, die durch freien Zugang zu den natürlichen Produktionsmitteln und einen historischen Kontext gekennzeichnet sind, in dem die häusliche Gemeinschaft Beziehungen nur zu gleichartigen Gemeinschaften unterhält (Meillassoux). Eine solche Bestimmung überschätzt die Auswirkungen, die Strukturen der Surplusappropriation auf den häuslichen Produktionsprozeß haben. Es ist zwar richtig, daß die Einführung von Arbeits-, Produkt- oder Geldrenten tiefgreifende Veränderungen des Gesellschaftsgefüges beinhaltet und sich auf die einzelnen Haushalte als eine oft kaum zu tragende Belastung auswirkt. Doch handelt es sich dabei 'nur' um eine Belastung, nicht um eine Umwälzung der Produktionsweise. Weder die großen patrimonialbürokratischen Imperien, noch die antike Polis oder die feudale Grundherrschaft haben etwas daran geändert, daß der Haushalt de facto 'Besitzer' der zur Produktion seiner Subsistenzmittel notwendigen Produktionsmittel und Arbeitsbedingungen bleibt (MEW Bd. 25, 798); und selbst die Involvierung in Marktbeziehungen, die keineswegs erst für die frühneuzeitliche Agrarwirtschaft spezifisch ist, hat nichts daran geändert, daß

die primäre Anstrengung der familienwirtschaftlichen Produzenten der Sicherung der familialen Subsistenz galt, nicht der Erzielung eines Surplus (Medick 1978, 92, 97). In allen diesen Gesellschaften ist der Appropriationsprozeß dem Produktionsprozeß 'nachgeschaltet'; und wenn auch die Appropriationsinstanz bisweilen in manchen Bereichen als Organisator von Produktionsprozessen auftritt - etwa beim Aufbau komplexer Bewässerungssysteme - so geschieht dies doch neben und außerhalb der häuslichen Produktionsweise, die erst durch die kapitalistische Produktionsweise abgelöst wird. In dieser relativen Indifferenz der häuslichen Produktionsweise gegenüber den diversen sozialen Makrostrukturen, die auf ihr aufbauen, liegt die Berechtigung der neueren Ansätze, die von der Existenz einer um den Haushalt zentrierten 'peasant economy' ausgehen, die bis an die Schwelle der modernen Industriegesellschaften reicht (vgl. Cajanov 1923; Redfield 1956; Nash 1966; Dalton 1967; Shanin 1979).

Das Prinzip der 'Haushaltung' ist jedoch nicht nur für die bäuerliche Produktion zentral. Es liegt, wie vor allem Max Weber und Karl Polanyi herausgearbeitet haben, auch den verschiedenen Formen der traditionellen Herrschaft zugrunde, die zumeist als Herrschaft eines Haushalts über andere Haushalte organisiert sind. Der patriarchalische hebräische Haushalt, die griechische Gutsherrschaft von Homer und Hesiod bis Aristoteles, die römische familia, das 'ganze Haus' des europäischen Mittelalters, der pharaonische Königshof oder der Kral eines zentralafrikanischen Häuptlings - sie alle sind Haushalte im Großformat, die zwar häufig ihren Bedarf durch Umlegung "auf nicht mehr im gemeinsamen Haushalt unterhaltene und verwendete, sondern je ihre eignen Haushaltungen führende, aber dem Verbandshaushalt leistungspflichtige, insoweit also von ihm abhängige, Fron- und Naturalzins-Bauern, Gutshandwerker und Leistungspflichtige aller Art" decken und durchaus auch auf Einnahmen aus dem Handel zurückgreifen, nichtsdestoweniger aber in ihrem Kern Haushaltsbetriebe sind (Weber, WuG, 69), in denen die Produktion für den Gebrauch dominiert. Für derartige 'Großhaushalte' hat Weber im Anschluß an Rodbertus den Begriff des 'Oikos' geprägt, worunter eine Organisation von haushörigen Arbeitskräften mit oft sehr weitgehender Arbeitsspezialisierung zu verstehen ist, die den gesamten ökonomischen, militärischen und sakralen Bedarf des Herrn an Gütern und Dienstleistungen auf eigenem Boden und mit eigenen Rohstoffen und Werkzeugen erzeugen (Weber, WuG, 213). Ein 'Oikos', so definiert Weber, ist der "autoritär geleitete Großhaushalt eines Fürsten, Grundherrn, Patriziers, dessen letztes Leitmotiv nicht kapitalistischer Gelderwerb, sondern organisierte naturale Deckung des Bedarfs des Herrn ist. Dazu kann er sich aller Mittel, auch des Tauschs nach außen, in größtem Maßstab bedienen. Entscheidend bleibt: daß das formende Prinzip für ihn 'Vermögensnutzung' und nicht 'Kapitalverwertung' ist" (Weber, WuG, 212). In dieser Hinsicht besteht nach Weber zwischen dem Familienhaushalt der segmentären Gesellschaften und den Großhaushalten des homerischen oder chinesischen Adels kein Unterschied (vgl. ebenda, 62, 69; ähnlich Polanyi 1978, 84 ff.; 1979, 224; 1966, 70 ff.). Damit sich die Hausgemein-

schaft zum Oikos entfalten kann, bedarf es freilich einer komplizierten Kette von Vermittlungen, von denen wir im folgenden wenigstens die wichtigsten untersuchen wollen.

2. Herrschaftssoziologische Implikationen der häuslichen Produktionsweise

2.1 Die Reproduktion des Produktionszyklus

Die vorangegangene Analyse hat zwei Achsen hervortreten lassen, um die sich die häusliche Produktionsweise organisiert: die Reproduktion des Produktionszyklus und die Reproduktion der Produktionszelle. Beide Mechanismen setzen eine bestimmte Produktionsweise voraus und bestätigen insofern das Postulat des historischen Materialismus, daß die Produktion "der wirkliche Ausgangspunkt und darum auch das übergreifende Moment" ist (Marx, Grundrisse, 15). Beide sind jedoch zugleich Ausgangspunkt für die Bildung bestimmter Formen der gesellschaftlichen Synthesis, die, einmal entstanden, eine Eigengesetzlichkeit entfalten können, die ihrerseits wieder zur Voraussetzung der Produktion wird. Natürlich ist diese Eigengesetzlichkeit nicht absolut. Der Variationsspielraum der gesellschaftlichen Verknüpfungsmechanismen wird durch die ökologischen, technischen und historischen Bedingungen der Produktion begrenzt. Sie ist dennoch groß genug, um, je nach Umweltgegebenheiten, die Entstehung höchst unterschiedlicher Formen der gesellschaftlichen Synthesis zu ermöglichen, die die soziale Evolution in vollständig verschiedene Richtungen lenken können. Betrachten wir zunächst die Reproduktion des Produktionszyklus und die darin enthaltenen Implikationen.

Eine erste grundlegende Implikation ergibt sich aus dem niedrigen Grad der gesellschaftlichen Verflechtung und der Naturbeherrschung, der für die frühen, auf der häuslichen Produktionsweise beruhenden Gesellschaften typisch ist. Zwar ist die Kontingenzerfahrung im Umgang mit der Natur durch die Domestikation von Pflanzen und Tieren im Vergleich zu einfachen Jäger- und Sammlergesellschaften erheblich geringer und ist eine Differenzierung zwischen 'Natur' und 'Kultur' eingetreten, die es den Produzenten nicht mehr erlaubt, sich als Teil einer omnipräsenten und omnipotenten Totalität zu begreifen (Godelier 1977, 5). Gleichwohl vollzieht sich der Produktionszyklus sowohl bei viehzüchtenden wie bei hortikulturellen Gesellschaften noch immer in enger Koppelung an den natürlichen Zyklus, an geographische und klimatische Gegebenheiten und biologische Kreisläufe, die nur in begrenztem Maße beherrschbar sind. Die Eigengesetzlichkeit und Unkontrollierbarkeit dieser 'natürlichen Produktionsbedingungen' (Marx) hat, bei aller Bedeutung, die der Produktion bereits im Hinblick auf Variation und Modifikation der Produktionsbedingungen zukommt, zur Folge, daß ein Begriff von menschlicher Autonomie und Entscheidungsfreiheit nicht aufkommt. Die Produzenten erfahren sich selbst und ihre Umwelt als durch Voraussetzungen bestimmt, "die selbst nicht Produkt der Arbeit sind, sondern

als ihre natürlichen oder göttlichen Voraussetzungen erscheinen" (Marx, Grundrisse, 376). Im Unterschied zur wissenschaftlichen Erfahrung, die immer schon in einen durch Gesetzesausagen strukturierten Grundriß eingeht und dadurch die Autonomie der szientifischen Rationalität bestätigt, lehrt die produktive Erfahrung den Produzenten nur stets aufs Neue seine Heteronomie, seine Abhängigkeit von Kräften und Konstellationen, für die ihm adäquate Begriffe fehlen und die er, um sie überhaupt zu benennen, mit vagen Namen wie 'orenda' bei den Irokesen, 'hasina' auf Madagaskar oder 'mana' im indonesisch-ozeanischen Raum belegt (1).

Der Begriff des 'mana' oder, wie das terminologische Äquivalent bei Max Weber lautet, des 'Charisma' (WuG, 770), ist von Lévi-Strauss als symbolischer Nullwert gekennzeichnet worden, als Ausdruck einer semantischen Funktion, deren Rolle darin bestehe, die Tätigkeit des symbolischen Denkens auch in einer Situation zu ermöglichen, in der der Geist noch nicht über die erforderlichen begrifflichen Mittel verfügt, um zwischen der Menge der vorhandenen Signifikanten und der gegebenen Signifikate ein angemessenes Verhältnis herzustellen (Lévi-Strauss 1974, 39 f.): aus dieser Sicht wäre das 'mana' zugleich Beleg für die fundamentale Kontinuität des menschlichen Denkens wie Indiz eines Mangels - ein Verständnis, wie man es auch bei den Autoren der 'Dialektik der Aufklärung' findet, die im 'mana' bereits eine Vorstufe und Antizipation der bürgerlichen Aufklärung sehen wollen (Horkheimer/Adorno 1947, 26 ff.). Eine solche Interpretation verfehlt jedoch die historische und gesellschaftliche Bestimmtheit des 'mana' ebenso wie die von Hubert und Mauss vorgeschlagene Erklärung, nach der wir es mit einem 'Ausdruck sozialer Gefühle' zu tun haben (Mauss 1974, I, 154). Ihre zentrale Bedeutung kommt dem 'mana' und ähnlich gelagerten Begriffen in vorbürgerlichen Gemeinwesen nicht deshalb zu, weil sich in ihnen eine allgemeine Stellung des Geistes oder der sozialen Gefühle zur Objektivität offenbart, sondern eine bestimmte Stufe der Produktion, die aufgrund des geringen Vergesellschaftungsgrades und technischen Entwicklungsstandes Selbsterhaltung nur durch Angleichung an die Natur erlaubt, damit aber ein gänzlich anderes Verhältnis von Arbeiter, Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand etabliert als in der kapitalistischen Produktionsweise. "Mana, der bewegende Geist, ist keine Projektion, sondern das Echo der realen Übermacht der Natur in den schwachen Seelen der Wilden" (Horkheimer/Adorno 1947, 26).

Die Wirkung dieses 'Echos' auf das Gesellschaftsgefüge ist ge-

(1) Vgl. Mauss 1974, Bd. I, 140 ff. Die grundlegende Bedeutung, die die Unberechenbarkeit und unzureichende Beherrschung der natürlichen Umwelt für das 'wilde Denken' hat, stellt auch Malinowski in den Mittelpunkt seiner Theorie der Magie, die freilich den Begriff des 'mana' nicht nutzt: vgl. Malinowski 1973; 1981.

waltig. Zwar ist das 'mana', wie Mauss bemerkt, eine außeralltägliche Kategorie, die übernatürlich und imaginär ist. Es ist das Unsichtbare, Wunderbare und Spirituelle, "eine Art Äther, unwägbare, mittelbar und sich aus sich heraus ausbreitend", eine Qualität, die der ganzen Sinnenwelt inhärent und doch sie zugleich transzendierend ist. Trotz dieses imaginären und ätherischen Charakters ist es jedoch alles andere als unreal. Es bestimmt nicht nur den magischen und religiösen Wert der Dinge und Personen, sondern auch und vor allem ihren sozialen Wert. Reichtum wird ebenso für eine Wirkung des 'mana' gehalten wie politischer Einfluß. 'Mana' ist die Kraft des Magiers ebenso wie die des Fischers, Jägers oder Bauern. Jede erfolgreiche Hervorbringung, ganz gleich ob es sich um die Wirkung eines Dings oder einer Person handelt, beruht auf dem 'mana' als der "Kraft par excellence". "Ihr verdankt sich, daß das Netz hält, daß das Haus fest steht, daß das Boot gut im Wasser liegt. Auf den Feldern ist sie die Fruchtbarkeit; bei den Arzneikräutern ist es die heilende oder todbringende Kraft. Beim Pfeil ist sie das, was tötet, und in diesem Fall wird sie durch das Totengebein repräsentiert, mit dem das Pfeilholz versehen ist" (Mauss 1974, I, 143 f.).

'Mana' ist jedoch nicht nur die Formel für eine Produktionsweise, die noch nicht durch die Vorherrschaft der 'Arbeit sans phrase' bestimmt ist. Es ist zugleich eine jener 'ideellen Realitäten' im Sinne Godeliers, die, weil sie als Produktionsverhältnis fungieren, die gesellschaftliche Synthesis im ganzen bestimmen (Godelier 1978, 764 ff.). Da das 'mana' sich stets in quantitativ diskreten Proportionen manifestiert, die dem differentiellen religiösen, politischen oder wirtschaftlichen Erfolg des Einzelnen entsprechen, bewirkt es eine Staffelung der Gesellschaft in unterschiedliche Statusgruppen, die durch ihren Anteil an 'mana' definiert sind. Da es außerdem vererbt, erworben oder verloren werden kann, wirkt es sich als Heiligung der jeweiligen Rangstufen aus, die sich aus der aktuellen symbolischen oder materiellen Praxis einer Gesellschaft ergeben. 'Mana' kann besessen oder nicht besessen werden und ermöglicht dadurch eine Teilung der Gesellschaft in Besitzende und Nichtbesitzende, in solche, die innerhalb, und solche, die außerhalb der Gnade stehen. Es kann aber auch verloren gehen oder erworben werden und ermöglicht damit ebenso Aufbau wie Abbau von Statuspositionen. Weil einerseits das 'mana' zu verlieren mit dem Verlust der sozialen Anerkennung identisch ist und schon ein Teilverlust empfindliche Degradierung zur Folge haben kann, andererseits 'mana' aber auch gewonnen werden kann, befinden sich die Mitglieder des Gemeinwesens in einem ständigen Kampf um Anerkennung. 'Mana' ist Charisma, über die Geltung des Charisma aber entscheidet, wie Max Weber bemerkt, die durch Bewährung gesicherte Anerkennung (WuG, 140; zum Begriff des 'mana' vgl. auch Goldman 1970, 10 ff.; Durkheim 1981, 268 ff. sowie die bei Lévi-Strauss 1974, 33 angegebene Literatur).

Mindestens ebenso wichtig wie die Macht des Außeralltäglichen ist indessen die alltägliche Form der Herrschaft, die sich in vorbürgerlichen Gemeinwesen als Macht der Tradition

präsentiert. Auch sie läßt sich unschwer aus den für die Reproduktion des häuslichen Produktionszyklus typischen Strukturen ableiten. Die auf den Gebrauchswert gerichtete landwirtschaftliche Produktion, auf die wir uns der Einfachheit halber beschränken wollen (2), läßt sich, abgesehen von der bereits genannten Naturabhängigkeit, durch drei Momente kennzeichnen. Sie vollzieht sich zyklisch, als Wechsel zwischen produktiven und unproduktiven Perioden; sie umfaßt eine Reihe sich gegenseitig überschneidender und Kooperation erfordernder Arbeitsprozesse; und sie hat ferner einen output, der es erlaubt, eine im Unterschied zur Horde erheblich größere Anzahl von Gesellschaftsgliedern zu unterhalten. Alle diese Momente wirken dahin zusammen, daß sie ein spezifisches Organisationsprinzip privilegieren, das Meillassoux als Anteriorität bezeichnet (1976, 55). Die größere Arbeitsproduktivität hat zur Folge, daß die landwirtschaftliche Gemeinschaft im Gegensatz zur Horde eine größere Zahl unproduktiver Mitglieder unterhält, die gleichwohl für den gegenwärtigen wie den zukünftigen Arbeitsprozeß unentbehrlich sind: vornehmlich Alte und Jugendliche, daneben aber auch Erwachsene, die sich teilweise oder sogar hauptsächlich mit nicht im engeren Sinne produktiven Tätigkeiten befassen (Hindess/Hirst 1975, 56). Dies wiederum erlaubt eine komplexere Kooperation, bei der sich Tätigkeiten der Aufsicht und Koordination einerseits, des Einsammelns, Speicherns und Verwaltens andererseits aus der Bewegung des produktiven Gesamtkörpers ausdifferenzieren und zu spezialisierten Funktionen verfestigen. In einem älteren Aufsatz hat Meillassoux gezeigt, wie dabei die Akkumulation von Produktionswissen insbesondere den über die größte Erfahrung verfügenden Ältesten innerhalb eines Dorfes, einer Lineage oder auch einer Familie einen zentralen Rang zuweist, da von diesem Wissen das Überleben der Gruppe abhängt. Obwohl nicht selbst unmittelbar produktiv, wirken die Ältesten doch als unentbehrliche Bedingung der Produktion, und eben diese Unentbehrlichkeit prädestiniert sie für Führungsfunktionen innerhalb der Gemeinschaft (Meillassoux 1973a, 42 f.).

Vor allem aber ist es die Zyklizität der Produktion, die dem Prinzip der Anteriorität herausragende Bedeutung verleiht. Die landwirtschaftliche Produktion vollzieht sich in einander abwechselnden Phasen der Investition menschlicher Energie in den Boden, der Ernte, der Verwaltung und Redistribution der Produkte, von denen ein Teil wieder für den neuen Zyklus zurückbehalten werden muß. Auf diese Weise entstehen nicht nur Bindungen zwischen den unmittelbar kooperierenden Individuen einer Saison, sondern auch zwischen den produzierenden Gruppen der aufeinanderfolgenden Phasen. Die Gesamtheit der Arbeiter einer Saison, schreibt Meillassoux, schießt denen der folgenden Saison Nahrung und Saatgut vor und erhält von diesen zu gegebener Zeit ihren Vorschuß zurück. Auch wenn die Gruppen, zwischen denen diese Vorschüsse und Rückzahlungen zirkulieren, über lange Zeit personell identisch bleiben, ändert sich doch allmählich ihre Zusammensetzung. Die älteren Arbeiter scheiden aus und werden durch jüngere ersetzt,

(2) Für pastorale Gesellschaften vgl. Godelier 1978; Bonté 1979, 1981.

die Generationen lösen einander ab. Zwischen den nicht mehr produktiven, den produktiven und den noch nicht produktiven Generationen bildet sich ein hierarchisches Verhältnis, das die jeweils älteste Generation als Garant der Fruchtbarkeit und des Wohlstands erscheinen läßt. "Die wechselnde Zusammensetzung der Mannschaft der Produzenten spiegelt sich in der Hierarchie wider, die in den landwirtschaftlichen Gemeinschaften vorherrscht und sich herstellt zwischen 'denen, die vorher kommen', und 'denen, die nachher kommen'. Sie gründet auf einem Begriff der Anteriorität. Die ersteren sind jene, denen man die Nahrung und das Saatgut verdankt: es sind die Älteren. Unter ihnen verdankt der Älteste im Produktionszyklus niemandem mehr etwas außer den Ahnen, während er die Totalität dessen auf sich konzentriert, was die Jüngeren der Gemeinschaft schulden, die er nun auf diese Weise verkörpert" (Meillassoux 1976, 55).

Die Bedeutung, die dem Prinzip der Anteriorität für die Strukturierung der sozialen Beziehungen in den auf der häuslichen Produktionsweise beruhenden Gemeinwesen zukommt, läßt sich schwerlich überschätzen. Aus ihm erklärt sich u.a. die zentrale Rolle, die die genealogische Verknüpfung bei der Bildung größerer sozialer Verbände spielt, die gleichsam eine Projektion der familialen Organisation in Zeit und Raum darstellen (Fortes 1973, 275); aus ihm erklärt sich die außerordentlich weitverbreitete Ahnenverehrung, die daraus resultiert, daß in den durch genealogische Verknüpfung entstandenen Deszendenzsystemen das Verhältnis zwischen den Segmenten als Verhältnis zwischen Kindern eines (mythischen oder realen) Ahnen ausgedrückt wird (Goody 1962; Newell 1976); aus ihm die Rolle des Senioritätsprinzips, das innerhalb der genealogischen Reihe die Segmente als 'ältere' und 'jüngere' vertikalisiert und innerhalb der Segmente den jeweils ältesten Mitgliedern den höchsten Status zuweist. Von den Tallensi der afrikanischen Goldküste bis zu den Kuni, Punu und Tsangui des Kongos, vom polynesischen Tikopia bis zu den Indianergesellschaften des Amazonasbeckens und von der römischen familia bis zur Sippe im konfuzianischen China teilt das Prinzip der Seniorität den Alten religiöse, rechtliche, politische und ökonomische Machtbefugnisse über die Jüngeren zu und erzeugt eine Ordnung, in der diese Machtbefugnisse in der Folge der sukzessiven Generationen weitergegeben werden (Fortes 1978). So hat z.B. der Älteste einer Lineage bei den von Rey untersuchten Bantu-Gesellschaften im Kongogebiet magischen Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Bodens, der Tiere, Menschen und Pflanzen; er teilt den einzelnen Haushalten, die auf dem Boden der Lineage leben, Land zu und das Recht auf Fischfang, Jagd und Sammeln; und er empfängt dafür im Gegenzug bestimmte Dienstleistungen der Gemeinschaft. Bei den von Meillassoux untersuchten Gouro organisiert der Älteste sowohl Kooperations- wie Distributionsprozesse und verwaltet einen beträchtlichen Teil des gesellschaftlichen Reichtums. Bei den melanesischen Trobriandern steht an der Spitze jeder Dorfgemeinde der älteste Mann der ältesten Lineage des Subclans

mit dem höchsten Rang. Ähnliche Beispiele ließen sich aus der ethnologischen Literatur für nahezu alle auf der häuslichen Produktionsweise beruhenden Gesellschaften zitieren (vgl. Rey 1971, 70 ff.; Meillassoux 1964, 172 ff.; Malinowski 1981, 57).

Die Hierarchisierung und Vertikalisierung, die sich aus dem Prinzip der Anteriorität ergibt, darf nun freilich nicht überschätzt oder als Form der Klassenherrschaft interpretiert werden, wie dies bei einigen neueren Anthropologen geschieht (Rey 1971, 41 ff.; 1977; Terray 1975, 95 ff.). Die Ältesten einer Familie, einer Lineage, eines Dorfes nehmen zwar eine führende Stellung innerhalb des jeweiligen Verbandes ein, sie verfügen über das Produktionswissen, haben Einfluß auf die 'imaginären Produktionsbedingungen', verwalten und speichern die Produkte, entscheiden über die Landzuteilung und über Aufnahme oder Nichtaufnahme eines Fremden in die Gemeinschaft. Indessen haben sie - im Gegensatz zur Auffassung von Southall (1965, 124) - weder einen Verwaltungsstab noch ein dauerhaftes Monopol an Macht- oder Produktionsmitteln. Ihr Wissensvorsprung ist, da die lebenswichtigen Kenntnisse in der archaischen Gesellschaft begrenzt und relativ leicht erlernbar sind, nicht absolut, ihre Entscheidungen können, da sie selbst nicht über überragende physische Stärke verfügen, nur durchgesetzt werden aufgrund der Stärke der Jungen in der Gruppe, die zumeist auch die Krieger - und das heißt, um mit Weber zu reden: auch im Besitz der 'Kriegsbetriebsmittel' - sind (Meillassoux 1973a, 41 f.). Was sie sind, sind sie nicht als mächtige Privatpersonen, sondern nur als Repräsentanten und Treuhänder des Klans oder der Lineage; ihre Macht ist keine 'zwangsausübende Macht' (Clastres), sondern eine paradoxe, 'ohnmächtige Macht', die vielleicht am besten mit dem Spruch umrissen wird, mit dem die Dogon in Westafrika die Rolle des 'Ginna bana', des Familienältesten, beschreiben: "Der Ginna bana kann nicht befehlen, aber man muß ihm gehorchen" (Parin u.a. 1972, 39).

Der Älteste kann nicht befehlen, weil ihm ein Stab fehlt, um seine Befehle zu exekutieren. Gehorchen aber muß man ihm, weil die 'Pietas', das Band, das die Beziehungen zwischen den Generationen nach den Prinzipien der Anteriorität und Seniorität strukturiert, dies erfordert. Die 'Pietas' begründet den Gehorsam der Jüngeren gegenüber den Älteren, sie erlegt aber zugleich den Älteren Verpflichtungen auf, die den Gegensatz zwischen den Generationen mildern und als Teil eines übergreifenden Kreislaufs erscheinen lassen (Fortes 1978, 197 ff.). Anteriorität, Seniorität, Pietät: diese drei aus der häuslichen Produktionsweise sich ergebenden sozialen Prinzipien beschreiben den Inhalt dessen, was Max Weber als Macht der 'Tradition' bezeichnet. Sie beschreiben zugleich die 'primären Typen' eines Herrschaftsverhältnisses, dem zwar noch alle Merkmale institutionalisierter Herrschaft fehlen, das nichtsdestoweniger aber die Grundlage darstellt, auf der eine Institutionalisierung aufbauen kann. Ob Webers Begriffe der 'Gerontokratie' oder des 'primären Patriarchalismus' zur Kennzeichnung dieser Formen noch angemessen sind, mag dahingestellt bleiben. Nach wie vor gültig ist indessen seine Feststellung:

"daß die Gewalt der Gerontokraten sowohl wie des Patriarchen im reinen Typus an der Vorstellung der Beherrschten ('Genossen') orientiert ist: daß diese Herrschaft zwar traditionales Eigenrecht des Herren sei, aber *matrial* als präeminentes Genossenrecht, daher in ihrem, der Genossen, *Intensität* ausgeübt werden müsse, ihm also nicht frei appropriiert sei. Das, bei *diesen* Typen, *völlige* Fehlen eines rein *persönlichen* ('patrimonialen') Verwaltungsstabs des Herren ist dafür bestimmend. Der Herr ist daher von dem Gehorchenwollen der Genossen noch weitgehend abhängig, da er keinen 'Stab' hat. Die Genossen sind daher noch 'Genossen', und noch nicht: 'Untertanen'. Aber sie sind 'Genossen' kraft *Tradition*, nicht: 'Mitglieder' kraft *Satzung*. Sie schulden die Obödienz dem *Herren*, nicht der gesetzten *Regel*. Aber dem Herren allerdings *nur*: gemäß Tradition. Der Herr seinerseits ist *streng* traditionsgebunden" (WuG, 133).

Die Bedingungen für die Aufhebung dieser Struktur, für die Transformation der 'ohnmächtigen' in eine 'zwangsausübende Macht', liegen nicht in der Reproduktion des Produktionszyklus, die wir bisher betrachtet haben. Sie liegen in jenem zweiten Mechanismus, den Meillassoux als Reproduktion der Produktionszelle bezeichnet. Seinen herrschaftssoziologischen Implikationen haben wir uns jetzt zuzuwenden.

2.2 Reproduktion der Produktionszelle

Die hausgemeinschaftliche Produktionszelle, so haben wir bereits weiter oben gesehen, ist notwendig in übergreifende Strukturen eingebettet, deren Vorhandensein die Reproduktion der Produktionszelle überhaupt erst ermöglicht. Die Hausgemeinschaft kann sich wohl theoretisch selbst versorgen, jedoch lediglich (und auch dies nur im Idealfall) in ökonomischer Hinsicht. Was die Reproduktion des produktiven Organismus als solchen betrifft, ist sie unabdingbar auf matrimonialen Austausch verwiesen, da nur so die natürlichen Wechselfälle und Ungleichheiten ausgeglichen und optimale Proportionen zwischen den Geschlechtern hergestellt werden können.

Nach Meillassoux kann sich dieser Austausch auf zweierlei Weise vollziehen. Im ersten Fall bleiben die Frauen in ihrer Ursprungsgemeinschaft, so daß die Männer ihre Familie oder Sippe verlassen und sich bei der Sippe der Frau ansiedeln müssen: dies ist das 'gynäkostatische System', das häufig mit bestimmten Wohnsitz- und Filiationsregeln gekoppelt ist; es ist matriloal und matrilinear. Im zweiten Fall siedeln die Frauen aus ihrer Ursprungsgemeinschaft in die Gemeinschaft des Mannes über, die ihre Nachkommenschaft aufnimmt: dies ist das 'gynäkomobile System', das mit Patrilokalität und Patrilinearität korreliert. Da das erste System sich historisch als das instabilere und widersprüchlichere erwiesen hat und starke Tendenzen zum Umkippen in gynäkomobile Formen aufweist, wollen wir uns zur Vereinfachung im folgenden ganz auf

die Bewegungsgesetze des letzteren konzentrieren (vgl. Meillassoux 1976, 37 ff.).

Der Punkt, auf den es ankommt, ist, daß das gynäkomobile System den ohnehin bereits herausgehobenen Personen einer Gruppe - den Älteren - die Chance gibt, zusätzliche Macht zu erwerben, eine Macht, die, um es vorweg zu sagen, akkumuliert und institutionalisiert werden kann. Der matrimoniale Austausch vollzieht sich nämlich zumeist nicht als direkter unmittelbarer Austausch einer heiratsfähigen Frau gegen eine andere heiratsfähige Frau. Er vollzieht sich vielmehr vermittelt, als aufgeschobener, zeitlich verzögerter Tausch, bei dem eine heiratsfähige Frau gegen das Versprechen der empfangenden Gruppe getauscht wird, zu gegebener Zeit eine Frau zurückzuerstatten; und dieses Versprechen wird repräsentiert durch bestimmte Heiratsgüter, durch Geschenke, die keinen objektiven Wert, sondern nur eine symbolische Funktion haben. Ihr Besitz, heißt es bei Friedman und Rowlands, ist eher ein Indikator als eine Quelle von Status und Prestige, er ist Ausdruck der Stellung, die eine Lineage in der genealogischen Hierarchie einnimmt (Friedman/Rowlands 1977, 207 f.). Bei den Gouro z.B. handelt es sich um Gegenstände wie Lendenschurze, Gold oder Elfenbein; bei den Stämmen des Kongo-Gebietes um Muscheln, Textilien, Eisen- oder Kupfergeräte (Meillassoux 1964, 202; Ekholm 1972, 22).

Die Verfügung über diese Prestigegüter aber befindet sich bei den Ältesten, denen die Verwaltung und Redistribution der von der Produktionszelle produzierten Güter obliegt. Da die Ältesten zugleich in den matrimonialen Verhandlungen zwischen den Lineages die entscheidende Rolle spielen, haben sie eine doppelte Schlüsselstellung. Sie sind diejenigen, die die Heiratsbeziehungen anknüpfen, und sie sind diejenigen, die die Realisierung dieser Allianzen ermöglichen. Um in den Besitz der Prestigegüter zu gelangen, die als Brautpreis figurieren, müssen sich die Jüngeren den Älteren unterwerfen, die über das Monopol an diesen Gütern verfügen. Sie müssen sich mit den unteren Rängen der sozialen Hierarchie begnügen, da sie nur so hoffen können, eines Tages selbst eine Familie zu gründen und im Laufe ihres Lebens in den Rang eines Ältesten aufzurücken. Die Kontrolle des matrimonialen Austauschs ist deshalb das Mittel par excellence, mit dessen Hilfe die Alten sich die Kontrolle über die demographische Reproduktion der Produktionszelle und darüber vermittelt über die Mitglieder derselben sichern. In einem eminenten Sinne gilt daher für alle diese Gesellschaften, was K. Ekholm für die Kongo-Region feststellt hat: "In Kongo the society belonged to the older men" (Ekholm 1972, 108; vgl. Meillassoux 1976, 59 ff.; Terray 1974, 165 ff.; Rey 1971, 63; Dupré/Rey 1978, 190).

Der matrimoniale Austausch trägt indessen noch auf eine andere Weise dazu bei, die Sozialbeziehungen hierarchisch zu strukturieren. Seinem Wesen nach ist dieser Austausch genau genommen kein echter Austausch, da es sich nur um identische 'Güter' handelt, die ihren Ort wechseln: getauscht wird eine heiratsfähige Frau gegen eine andere heiratsfähige Frau. Dieser identische Austausch ändert sich jedoch grundlegend durch

den Umstand, daß die matrimonialen Transaktionen durch Prestige­güter vermittelt werden. Während die Frauen nur in eine streng begrenzte Zirkulation eintreten, die sie von ihrer Ursprungsgemeinschaft in die ihrer Gatten führt und höchstens im Falle einer Scheidung oder des Todes ihres Gatten wieder zurück in die Ursprungsgemeinschaft, bewegen sich die Heiratsgüter in einer offenen Zirkulation. Sie fungieren nicht als Pfand, das nach Einlösung des Heiratsversprechens vernichtet oder zurückerstattet wird, sondern als Schuldforderung, die als Äquivalent für eine Frau gilt. Damit aber hört das Heiratsgut, wie Meillassoux bemerkt, auf, ein mittelbares Gut zu sein. "Es gewinnt einen Wert an sich, durch die direkte Konfrontation mit dem einzig noch bestehenden Terminus des identischen Austauschs: einer Gattin. Es wird zum Ausdruck eines festen Werts, der dem einer geschlechtsreifen und vereinbarten Frau entspricht, da es die ursprüngliche Vereinbarung erneuert. Das Heiratsgut erwirbt im Rahmen der matrimonialen Zirkulation einen Tauschwert" (Meillassoux 1976, 87). Tauschwerte aber können akkumuliert und zentralisiert werden, so daß sich die Chance eröffnet, daß nicht nur innerhalb der Gemeinschaften, sondern auch zwischen den Gemeinschaften tiefgreifende Unterschiede aufbrechen, die sich leicht zu Abhängigkeitsverhältnissen verfestigen können.

Die tiefgreifenden Verschiebungen, die dieser Mechanismus unter Umständen in einer segmentären Gesellschaft bewirken kann, hat J. Friedman am Beispiel der Kachin in Oberburma dargestellt. Die Kachin sind eine Population von patrilinear und patrilokal organisierten Bergstämmen, die Trockenreisbau in rotierender Brandfeldwirtschaft betreiben: eine Produktionsmethode, die bei geringem Arbeitsaufwand ein beachtliches jährliches Mehrprodukt erbringt, allerdings häufigen Wechsel der Felder voraussetzt, da der Boden sich sehr schnell erschöpft. Grundlegende Produktionseinheit sind die Haushalte, von denen jeweils 4 - 5 zu einer 'local lineage' zusammengeschlossen sind, die sich von einem gemeinsamen Ahnen herleiten. Mehrere Lineages bilden einen Weiler, der als Territorialgemeinschaft über den Boden verfügt; mehrere Weiler bilden ein 'village cluster', das von einem Ältestenrat und einem Dorfvorsteher geleitet wird, dessen Amt weder erblich noch mit besonders weitreichenden Funktionen verbunden ist. Alle Lineages sind, solange das sogenannte 'gumlao'-System existiert, einander im Rang gleich; auch gibt es keine Unterschiede zwischen den verschiedenen Dörfern, von denen jedes seinen eigenen Ahnenkult und sein eigenes Territorium hat. Leach, auf dessen Untersuchung der Kachin-Gesellschaft Friedmans Studie aufbaut, definiert das 'gumlao'-System geradezu als "the total repudiation of the idea that the lineages of chiefs are any different from commoner lineages" (Leach 1954, 260; zum folgenden auch Breuer 1982, 14 ff.).

Diese egalitären Beziehungen zwischen den Lineages werden nach Friedman durch einen eigentümlichen Mechanismus in Rangbeziehungen transformiert, der mit der Institution des Gemeinschaftsfestes ('manao') zusammenhängt,

letztlich aber in der differentiellen Fähigkeit der verschiedenen Lineages wurzelt, ein Mehrprodukt zu erzeugen. Eine Lineage, die ein 'manao' veranstaltet, demonstriert dadurch, daß die Geister der Fruchtbarkeit und des Wohlstandes mit ihr sind, wodurch sich ihr Prestige erhöht (d.h. hier macht sich der oben analysierte 'mana'-Mechanismus geltend). Dies wiederum erhöht ihren Rang innerhalb der matrimonialen Beziehungen, mit der Folge, daß der Brautpreis für die Töchter dieser Lineage steigt (vgl. Lévi-Strauss 1981, 363 ff.). Durch den höheren Brautpreis vergrößert sich der Anteil dieser Lineage am gesellschaftlichen Mehrprodukt, während die anderen Lineages, um in den Besitz der begehrten Frauen zu gelangen, sich z.T. verschulden müssen. So entsteht ein positives Feedback-System, in dem die Akkumulation von Prestigegütern zu zunehmender Rangdifferenzierung und gleichzeitiger Zunahme des absoluten Mehrprodukts führt, wodurch wiederum der Akkumulationszyklus spiralförmig erweitert wird. Das Resultat ist die Transformation der ursprünglich egalitären Heiratsbeziehungen in eine zugleich politische und ökonomische Hierarchie der Heiratsallianzen (Friedman 1975, 171).

Entscheidend für die Verfestigung dieser Hierarchie ist freilich nicht die differentielle Akkumulation von Prestigegütern als solche, entscheidend ist vielmehr die Verschiebung, die dieser Vorgang im Bewußtsein der Gesellschaftsglieder bewirkt. Da das Mehrprodukt unter den gegebenen Produktionsbedingungen nicht als Ergebnis der gesellschaftlichen Arbeit erscheinen kann, vielmehr die Form eines Geschenkes der Götter annimmt, muß diejenige Lineage, die über einen besonders großen Anteil an Prestigegütern verfügt, auch in besonderer Nähe zu den Göttern stehen, die den Reichtum und den Wohlstand der Gesamtheit garantieren. Aus der egalitären Klanstruktur wird damit das, was Raymond Firth als 'Ramage' und Paul Kirchhoff als 'konischen Klan' bezeichnet haben: eine genealogische Rangordnung, in der eine bestimmte Lineage als 'älteste', d.h. dem gemeinsamen Ahnen am nächsten stehende erscheint, und in der alle übrigen Ränge nach der segmentären Distanz zu derselben definiert werden (vgl. Firth 1936, 344 ff.; Kirchhoff 1959, 259 ff.). Diese älteste Lineage stellt fortan nicht nur, wie wir noch sehen werden, den Häuptling; sie wird zugleich zur Vermittlungsinstanz zwischen den Göttern und den übrigen Lineages, wodurch sich die Hierarchie endgültig verfestigt: denn aufgrund ihres Monopols an den 'imaginären Produktionsbedingungen' wird die dominierende Lineage zum Empfänger der Tribute und Arbeitsleistungen, die früher innerhalb der 'local lineages' den Ahnen und Göttern geopfert wurden. Das ursprüngliche 'gumlao'-System verwandelt sich damit in das 'gumsa'-System, in dem die horizontalen Allianzen durch vertikale Rang- und Abhängigkeitsbeziehungen ersetzt sind (Friedman 1975, 175 f.).

Der hier nur sehr knapp skizzierte Übergang der Kachin-Gesellschaft von 'gumlao' zu 'gumsa', der im übrigen, wie Leach ge-

zeigt hat, keineswegs irreversibel ist, läßt die zweite herrschaftssoziologische Implikation hervortreten, die in den auf der häuslichen Produktionsweise beruhenden Gesellschaften dem Reproduktionsmechanismus der Produktionszelle innewohnt. Offensichtlich beschränkt sich dieser Mechanismus nicht darauf, innerhalb der Produktionszellen das Senioritätsprinzip außerordentlich zu verstärken und den Ältesten eine Autorität zu verleihen, die manche Autoren bereits an Klassenherrschaft denken läßt. Er bewirkt darüber hinaus unter Umständen auch zwischen den Produktionszellen bzw. ihren übergreifenden Einheiten eine Differenzierung, die sich zu einer extremen Hierarchisierung der Gesellschaft fortentwickeln kann. Die Vermittlung der matrimonialen Allianzen durch Prestigegüter bringt eine fortschreitende Disproportionalisierung der Reziprozitätsbeziehungen mit sich, die, Lévi-Strauss zufolge, dem Medium des generalisierten Austauschs ursprünglich zugrundeliegen (1981, 373 f.). Das Prestige löst sich dadurch von konkreten Personen ab und wird aus einer eher flüchtigen, situationsabhängigen Erscheinung zum objektiven Rang, der die Stellung einer Familie oder einer Lineage im Gesellschaftssystem bestimmt. Aus einer mehr oder weniger egalitären Gesellschaft, in der sich der soziale Nexus "through either men or women (according to the customs of the tribe), irrespective of the nearness of such a relationship to the other members of the group or to some ancestor" herstellt, wird eine Gesellschaft, in der es "precisely the nearness of relationship to the common ancestor of the group" ist, worauf es ankommt (Kirchhoff 1959, 266). Morton Fried, der diesen Gedanken Kirchhoffs aufgenommen hat, spricht deshalb von einer 'Rang-Gesellschaft', die er immer dann als gegeben ansieht, wenn (a) eine begrenzte Anzahl von Statuspositionen vorhanden ist, so daß nicht alle qualifizierten Gesellschaftsglieder für deren Besetzung in Frage kommen; (b) eine Bestimmung dieser Statuspositionen durch andere Kriterien als Alter, Geschlecht und ephemere persönliche Eigenschaften erfolgt, obwohl diese Kriterien gewöhnlich als zusätzliche Bedingungen fungieren; (c) eine hierarchische Staffellung dieser Statuspositionen existiert, die von allen Gesellschaftsgliedern in gleicher Weise perzipiert wird (Fried 1957, 23 f.; 1967, 109).

Eine solche 'Rang-Gesellschaft', oder, wie Sahlins treffender, aber leider unübersetzbarer Ausdruck lautet: 'ramified society', unterscheidet sich, wie wir eben gesehen haben, von egalitären Gesellschaften, in denen es ebensoviele Individuen wie Statuspositionen gibt, um sie zu besetzen. Sie unterscheidet sich aber auch von 'stratifizierten' Gesellschaften, die auf dem ungleichen Zugang ihrer Mitglieder zu grundlegenden strategischen Ressourcen beruhen: mit Recht hebt Fried hervor, daß die soziale Hierarchie in 'Rang-Gesellschaften' durch die ungleiche Verteilung von Prestige hergestellt wird, nicht durch die ungleiche Verteilung lebensnotwendiger Güter (Fried 1967, 185 ff.). Prestige ist imaginär, das Imaginäre aber läßt sich nicht encadrieren, sondern bestätigt sich nur durch gesellschaftliche Bewährung.

Nichtsdestoweniger haben die Ramage-Strukturen auch eine ökonomische Dimension, auch wenn die Ökonomie hier nicht als aus-

differenzierte Sphäre entgegentritt. So ist etwa die landwirtschaftliche Produktion, wie Sahlins am Beispiel von Polynesien gezeigt hat, durch ein System gestaffelter Nutzungsrechte gekennzeichnet, das er 'overlapping stewardship' nennt. Jedes Individuum hat danach ein dauerhaftes Nutzungsrecht auf einen Teil der gesellschaftlichen Ressourcen, doch fungiert der Führer jeder Ramage als 'manager' oder 'steward' des gesamten Landes der Ramage, was sich u.a. darin ausdrückt, daß er über die Verteilung der Parzellen entscheidet, die Art der Bepflanzung und die jeweiligen Tabus festlegt, den Produktionsprozeß beaufsichtigt und die Gruppen für gemeinsame Arbeiten mobilisiert. "The system extends up to and includes the paramount chief in whom is vested the stewardship of the entire domain. What Firth writes of the Maori is true of ramified Polynesian societies in general: 'The greater social group incorporates the rights of the lesser'" (Sahlins 1958, 148). Diese Staffellung der Rechte und Pflichten in der Ramage bzw. im konischen Klan, so folgern Friedman und Rowlands zu Recht, markiert gegenüber der egalitären Gesellschaft ein neues, vertikales Produktionsverhältnis zwischen einer Lineage und der Gemeinschaft als Ganzer, ein Produktionsverhältnis, das eine neue Stufe der sozialen Evolution eröffnet. "The conical clan is not to be seen, then, as a particular institution, but as an emergent form of tribal society" (Friedman/Rowlands 1977, 211).

Halten wir uns jedoch, bevor wir die politische Struktur dieses neuen Produktionsverhältnisses genauer betrachten, noch einmal die Kontingenz vor Augen, die diesen Prozeß kennzeichnet. Der versteckte Wert, der im Heiratsgut lauert, kann sich entfalten und dadurch den Übergang von egalitären Formen zur 'Rang-Gesellschaft' bewirken. Er muß es jedoch nicht. Sein Auftauchen beschränkt sich, wie Meillassoux bemerkt, auf einen einzigen Sektor und eröffnet lediglich die Zirkulation einer begrenzten Zahl von Gütern; der Gesellschaft bleibt dabei die Möglichkeit, auf jene Individuen oder Gruppen, die in überproportionalem Umfang Prestigegüter akkumulieren, sozialen Druck auszuüben, damit sie sie zerstören oder auf die eine oder andere Art neutralisieren (Meillassoux 1976, 88 f.; vgl. Rey 1971, 66). Derartige Destruktionen finden sich bei den Kachin beispielsweise in den sogenannten 'gumlao'-Revoluten, die von Zeit zu Zeit zu einer generellen Entwertung der Heiratsgüter und zu einer Zerstörung der politischen und sozialen Hierarchie führen (Friedman 1975, 186); sie finden sich auch in anderen segmentären Gesellschaften wie etwa bei den Tiv in Nordnigeria, wo herausragende Persönlichkeiten von ihren agnatischen Verwandten durch gezielten Feldschaden materiell geschwächt werden (Bohannan/Bohannan 1953, 31 ff.), oder bei den ostafrikanischen Amba, die Reichtum und Prominenz unter Hexereiverdacht stellen (Winter 1958, 147 f.). Christian Sigrist hat in seinem Buch 'Regulierte Anarchie' eine ganze Reihe solcher anti-herrschaftlicher und xenophober Bewegungen in segmentären Gesellschaften dargestellt, die sich gegen eben jene Akkumulation von Prestige richten, die den Übergang von egalitären zu Rang-Strukturen ermöglicht (1979, 204 ff.). Es wäre falsch, aus dem Erfolg mancher dieser Bewegungen den Schluß zu ziehen, daß die Menschen, wie Pierre Clastres annimmt, in der primitiven Gesellschaft "Herren über ihre Tätigkeit" sei-

en, daß sie in der Lage wären, "alle bewußten und unbewußten, inneren Regungen, die das soziale Leben nähren, in den von der Gesellschaft gewollten Grenzen und Richtungen zu halten" (Clastres 1976, 187, 202); denn ganz offenkundig sind die antiherrschaftlichen Bewegungen Ausdruck einer Heteronomie, Reaktionen auf die faktische Unfähigkeit dieser Gesellschaften, ihre Elemente im Gleichgewicht zu halten. Richtig aber ist an dieser Sicht zumindest, daß der Übergang zur Rang-Gesellschaft kein geschichtliches Gesetz ist, dem alle segmentären Gesellschaften früher oder später mit Notwendigkeit folgen müssen. Evolutionär gesehen ist der Staat nicht das Unvermeidliche, sondern das Unwahrscheinliche.

3. Staat und Rangvergesellschaftung

3.1 Vorstufe: Das Häuptlingstum

Mit der Herausbildung von Rangstrukturen sind die sozialen Voraussetzungen für die politische Konstruktion der Gesellschaft gegeben. Damit ist nicht gesagt, daß es politische Funktionen, politische Macht nicht schon auf früheren Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung gegeben hätte. Schon die einfachsten Jäger- und Sammlergesellschaften zentrieren sich, wie sich in Radcliffe-Browns Studie über die 'Andaman Islanders' oder in Lévi-Strauss' Bericht über die südamerikanischen Nambikwara-Indianer nachlesen läßt, um einzelne Führerpersönlichkeiten, die geradezu als 'Mittelpunkt der Bandenbildung' fungieren: in der Nambikwara-Sprache heißt der Häuptling 'Uilikandé', d.i. 'derjenige, der vereint'. Was diese frühen Formen des Häuptlingstums indessen von denjenigen unterscheidet, die auf der Basis der konischen Klanorganisation entstehen, ist die geringe soziale Verankerung und Institutionalisierung der politischen Funktion. Die Macht des Häuptlings, sagt Lévi-Strauss, beruht einzig auf dem persönlichen Prestige, der persönlichen Tüchtigkeit und Fähigkeit, Zustimmung zu erwerben; seine Position ist weder erblich noch mit wirksamen Zwangsmitteln ausgestattet, die es ihm ermöglichen würden, seinen Willen auch gegen widerstrebende Gruppenmitglieder durchzusetzen (Lévi-Strauss 1970, 273 ff.; Radcliffe-Brown 1922, 44 ff.; zum 'autoritätslosen Häuptlingstum hervorragender Persönlichkeiten' auch Thurnwald 1935, 138 ff.). Ähnlich urteilt Pierre Clastres, dem zufolge der Häuptling im Dienst der Gesellschaft steht und nicht umgekehrt die Gesellschaft im Dienste des Häuptlings (1976, 197).

Daß sich dieses Verhältnis dennoch bei einer Reihe von Gesellschaften umkehrt und in die Entstehung organisierter Häuptlingstümer mündet, ist weder auf die charismatischen Fähigkeiten einzelner Häuptlinge noch auf eine veränderte Einstellung der Gesellschaft zur Macht zurückzuführen. Es ist die Folge jener oben beschriebenen Hierarchisierung und Vertikalisierung der Sozialstruktur, die sich durch die Aktionen der Gesellschaftsglieder, aber hinter ihrem Rücken vollzieht. Der Umbau der Gesellschaft in einen konischen Klan bewirkt nämlich

nicht nur eine Privilegierung der dominierenden Lineage, er bewirkt zugleich eine Privilegierung der von dieser Lineage gestellten Häuptlinge gegenüber den Häuptlingen aus rangniederen Lineages und eröffnet die Möglichkeit einer Institutionalisierung der Macht. Die Identifizierung der prestigereichsten Lineage mit den territorialen Ahnen wertet die führenden Personen dieser Lineage zu Garanten des Wohlstands der Gesamtheit auf, zu Personifikationen der 'imaginären Produktionsbedingungen', die in den Augen der Gesellschaftsglieder unabdingbar für die soziale Reproduktion sind.

Diese Identifizierung der 'imaginären Produktionsbedingungen' mit einer spezifischen Lineage aber hat erstens zur Folge, daß die politische Macht ihre bis dahin vorwiegend charismatische Form abstreifen und sich zum Erbcharisma bzw. zum Amtscharisma veralltäglichen kann: d.h., um mit Max Weber zu reden, zu einer Herrschaftsform, die nicht mehr auf der "außeralltäglichen Hingabe an die Heiligkeit oder die Heldenkraft oder die Vorbildlichkeit einer Person" beruht, sondern auf der Vorstellung, daß die vergesellschaftende Kraft des Charisma eine "Qualität des B l u t e s sei und also an der Sippe, insbesondere den Nächstversippten, des Trägers, hafte" (Erbcharisma), bzw. auf der Vorstellung, "daß das Charisma eine durch hierurgische Mittel seitens eines Trägers auf andre übertragbare oder erzeugbare (ursprünglich: magische) Qualität sei" (Amtscharisma) (WuG 124, 144). In der Tat ist, wie vor allem Service demonstriert hat, Statusvererbung durch Primogenitur ein nahezu universeller Grundzug aller Häuptlingstümer, und ebenso die Kristallisierung der Häuptlingsfunktion zum Amt, das innerhalb der führenden Lineage weitervererbt wird (Service 1977, 109 ff.).

Eng damit verbunden ist zweitens die durch die konische Struktur bewirkte Neuverteilung des gesellschaftlichen Mehrprodukts, die die Machtressourcen des Zentrums kontinuierlich erhöht. An den Häuptling der dominierenden Lineage, der als unentbehrlicher Vermittler zwischen der Gesellschaft und den imaginären Mächten erscheint, fließt ein wachsender Teil der Güter, die zuvor den lokalen Ahnen geopfert worden waren; an ihn geht ein beträchtlicher Teil des Bodens, über den die Lineages gemeinsam verfügen, an ihn auch ein zunehmender Teil der gesellschaftlichen Arbeitsleistungen. Das bedeutet nicht, daß der Häuptling damit zum Hauptkonsumenten des gesellschaftlichen Mehrprodukts wird, im Gegenteil: ein großer Teil des im Zentrum gesammelten Reichtums fließt auf dem Wege der Redistribution (in Gestalt von Geschenken, Nothilfen, Zeremonien oder Festen) wieder an die Produzenten zurück (zur Bedeutung dieses ökonomischen Mechanismus vgl. Polanyi 1978, 77 ff.; 1979, 223 ff.). Gleichwohl bleibt ein genügend großer Anteil des Mehrprodukts zurück, um die Prestigedifferenzen zwischen der Häuptlingslineage und den übrigen Lineages zu steigern und um die Machtmittel des Häuptlings zu vergrößern. Mit Hilfe dieses Anteils kann der Häuptling seine zentrale Position im Netzwerk der matrimonialen Allianzen ausbauen, er kann durch kultische Veranstaltungen seiner Macht zusätzliche sakrale Verstärkungen verschaffen, er kann eine Gefolgschaft erwerben, die materiell und statusmäßig von ihm abhängt. Solange in der Gesellschaft

noch starke egalitäre Impulse vorherrschen, sind die Chancen für die Bildung solcher dauerhaften Abhängigkeitsverhältnisse gering: der 'mar' bei den Mandari im Südsudan etwa hat nur solange eine herausragende Stellung, wie er seine Gefolgsleute mit Waffen, Nahrung und Schutz versehen kann, und bei den Anuak verliert ein Dorfoberhaupt seine Gefolgschaft, wenn er den Freigebigkeitserwartungen seiner Anhänger nicht mehr nachkommen kann (Fried 1967, 132; Sigrist 1979, 233). In einer Rang-Gesellschaft aber bedeutet die Kontrolle der Prestige-güter virtuell die Kontrolle der sozialen Reproduktion, und so wird es möglich, daß ein Teil der Gesellschaft zunächst in Schuldabhängigkeit und dann in Knechtschaft und Sklaverei gerät. Aus einem primus inter pares wird der Häuptling zum Zentrum eines Netzes von Abhängigkeitsbeziehungen, das, obwohl gesellschaftlich entstanden, nun seinerseits die Gesellschaft zu formen beginnt.

Häuptlingstümer lassen sich damit nach zwei Seiten hin abgrenzen. Sie gehören einerseits insofern nicht mehr zu den 'Gesellschaften ohne Staat', als in ihnen die politische Führung dauerhaft ist und nicht mehr allein von den persönlichen Qualitäten eines Führers abhängt. Die politische Macht der Häuptlinge ist permanente, offizielle Macht, die an ein vererbliches Amt gebunden ist; ihre Legitimität beruht nicht auf dem Charisma der Person, sondern auf dem eines Amtes und der Lineage, in der dieses Amt vererbt wird (Service 1977, 106 ff.). Von den "Gesellschaften mit Staat" andererseits unterscheidet sich das Häuptlingstum dadurch, daß kein Gewaltmonopol und kein ausreichend großer Erzwingungsstab existiert, mit dessen Hilfe die Zentralinstanz ihre Entscheidungen durchsetzen könnte. Der Häuptling ist wohl gewöhnlich der reichste Mann des Stammes oder des Dorfes, er hat den größten Haushalt mit der größten Anzahl Frauen, Dienern, Abhängigen oder Sklaven, und nicht selten untersteht ihm eine Gruppe von Helfern und Untergebenen, die namentlich bei einigen Indianerstämmen dem Häuptling zu außergewöhnlicher Machtfülle verhelfen (Steward/Faron 1959, 252 ff.; Swanton 1946, 641 ff.). Dennoch fehlt ihm die Macht, seine Entscheidungen unter allen Umständen durchzusetzen, ja er kann häufig nicht einmal allein entscheiden, da er auf die Mitwirkung des Stammes oder der Ältesten angewiesen ist und ständig mit der Möglichkeit von Revolten oder Abspaltungen zu rechnen hat (Service 1971, 150 ff.; Gluckman 1968, 168 ff.). Man kann daher den Unterschied zwischen Häuptlingstum und Staat mit Claessen und Skalnik auf die Formel bringen, daß das erstere im Gegensatz zum letzteren weder über die Macht verfügt, Abspaltungen über einen längeren Zeitraum zu verhindern, noch über die Macht, seine Entscheidungen zu erzwingen (Claessen/Skalnik 1978, 630, 632).

Die Analyse des Häuptlingstums wäre indessen unvollständig, wenn wir neben der Struktur nicht auch die Dynamik betrachten würden, die dieser Organisationsform eigentümlich ist. Häuptlingstümer entstehen in Rang-Gesellschaften, Rang-Gesellschaften aber beruhen auf Statusrivalität, die, wie Goldman in sei-

ner Studie über Polynesien zeigt, als dynamisierendes Element auf die Segmentationsmuster und die innere Organisation der Segmente einwirkt (Goldman 1970, 542 ff.). Rang-Gesellschaften befinden sich in einem permanenten Konflikt um die limitierte Anzahl von Statuspositionen, die in einer Gesellschaft erreichbar sind. Dieser Konflikt mag mehr oder weniger extensiv sein, er mag sich, wie Malinowski von den Trobriand-Inseln berichtet, auf eine Behauptung des Rangs durch Zuhilfenahme von Zauberei beschränken (Malinowski 1961, 64) oder aber zum offenen Krieg eskalieren, wie er zwischen Häuptlingstümern nicht selten ist: stets geht es um die Demonstration des Prestiges, um die Bestätigung der Tatsache, daß das 'mana' in ungleichen Portionen verteilt und nicht jedermann zugänglich ist. Prestige, 'mana' oder Charisma findet seine Bestätigung auch in seiner veralltäglichten Gestalt allein darin, daß es sich bewährt, daß es seinem Träger und dessen Anhängern mehr Reichtum, mehr Macht oder mehr Kriegsglück verleiht als dem Rivalen. Wohl ist in Häuptlingstümern, in denen das Charisma an Amt und Lineage gekoppelt ist, dieser Bewährungszwang nicht mehr so unmittelbar wie in egalitären Gesellschaften, in denen die Herrschaft mit bestimmten Personen steht und fällt. Doch ist auch die amts- und erbcharismatische Herrschaft noch immer: charismatische Herrschaft, und für diese gilt die Feststellung Webers: "Bleibt die Bewährung dauernd aus, zeigt sich der charismatische Begnadete von seinem Gott oder seiner magischen oder Heldenkraft verlassen, bleibt ihm der Erfolg dauernd versagt, vor allem: b r i n g t s e i n e F ü h r u n g k e i n W o h l e r g e h e n f ü r d i e B e h e r r s c h a f t e n, so hat seine charismatische Autorität die Chance, zu schwinden" (WuG, 140).

Charismatische Herrschaft muß sich also bewähren, und sie bewährt sich, indem sie sich vergrößert. Der Hunger nach Prestige setzt sich um in den Hunger nach Surplus, der Hunger nach Surplus in den Hunger nach Arbeitskraft. Häuptlingstümer sind daher ihrer Natur nach expansiv. Um ihren ständig steigenden Bedarf nach Arbeitskraft zu befriedigen, greifen sie auf benachbarte Territorien über und suchen die Bevölkerung in Abhängigkeit zu bringen oder zu versklaven. Je größer die Zahl der Gefolgsleute, über die ein Häuptling verfügt, desto größer seine Macht; je größer seine Macht, desto mehr Gefolgsleute schließen sich ihm an, um an seinem 'mana' zu partizipieren. Folge dieses Mechanismus ist erstens eine rasche Bevölkerungszunahme innerhalb des Häuptlingstums; zweitens eine territoriale Expansion: denn da die technische Struktur der Produktion von den Verschiebungen auf politischer Ebene unberührt bleibt, kann die gegebene Rate der Produktivität bei demographischem Wachstum nur durch eine Ausdehnung der Anbauflächen aufrechterhalten bzw. gesteigert werden. Auf diese Weise entstehen, wie Friedman und Rowlands zeigen, 'regional patterns', in denen einzelne Machtzentren auf Kosten benachbarter Gesellschaften expandieren (Friedman/Rowlands 1977, 213). Weit davon entfernt, auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu beruhen, wie noch Morgan annahm, gründen die Häuptlingstümer vielmehr auf Unfreiheit, Ungleichheit und Rivalität; und diese Strukturen verstärken sich, je mehr sich die Eigengesetzlichkeiten der politischen Organisation gegenüber der Verwandtschafts- und Produktionsorganisation durchsetzen.

Die Durchsetzung dieser Eigengesetzlichkeiten hängt allerdings nicht allein von der Politik oder von den organisatorischen Fähigkeiten eines Häuptlings ab. Sie wird entscheidend mitbestimmt durch Umweltbedingungen historischer und ökologischer Art. In seiner glänzenden Rekonstruktion der Entwicklung in Nordburma zeigt Friedman, daß die Evolution von Häuptlingstümern durch unterschiedliche Umwelten in höchst unterschiedliche Richtungen gelenkt werden kann. Dort wo, wie etwa bei den Chin- und Naga-Stämmen, der territorialen Expansion teils aufgrund natürlicher Bedingungen, teils aufgrund der Existenz der benachbarten Shan-Staaten, enge Grenzen gesetzt sind, schlägt die Dynamik des Häuptlingstums in eine Devolution um: die wachsende Bevölkerungsdichte führt zu Landverknappung und Bodenverschlechterung infolge von Überausbeutung; die großen Domänen, wie sie für die 'gumsa'-Organisation der Kachin typisch sind, verschwinden und werden durch ein kompetitiveres Wirtschaftssystem ersetzt. Die vertikale Machtstruktur bricht zusammen, anstelle des zentralisierten Häuptlingstums tritt eine 'landed aristocracy', die sich in ständigen Kriegen und Fehden zerfleischt und allenfalls die temporäre Dominanz einzelner 'Big Men' zuläßt. Die Unmöglichkeit, die Surplusproduktion über ein bestimmtes Niveau hinaus zu steigern, führt zur Zerstörung der konischen Klanstruktur und zur Entstehung eines Organisationsmusters, das präfeudale Züge trägt (Friedman 1975, 186 ff.).

Ganz anders dagegen die Entwicklung solcher Stämme, deren Umwelt eine Steigerung der Surplusproduktion erlaubt. Sowohl bei jenen Kachin-Gruppen, die in die fruchtbaren Ebenen Assams zogen, als auch bei jenen, die im nordburmanischen Tiefland eine Produktionsintensivierung durch Bewässerungssysteme erreichten, festigten sich die vertikalen Machtstrukturen und erlaubten den Aufbau eines 'conical clan-state', in dem alle Rangpositionen durch die genealogische Beziehung zur dominierenden Lineage bestimmt werden. Die Steigerung des Mehrprodukts erlaubt den Aufbau eines 'Stabes', einer wie immer auch rudimentären Bürokratie, mit deren Hilfe die Zentrale ihre Anweisungen durchsetzen kann; sie ermöglicht zugleich die Transformation der alten Stammesaristokratie in eine Schicht, die von der Zentrale abhängig ist. Auf allen Ebenen kann sich nunmehr die 'Zentrizität' (Polanyi) als dominierendes Organisationsprinzip durchsetzen. In ökonomischer Hinsicht wird die Gesellschaft abhängig von den redistributiven Leistungen der Zentralinstanz, deren Sanktionspotential dadurch gesteigert wird (Service 1977, 128); in rechtlicher Hinsicht werden die gesellschaftlichen Segmente durch die Konzentration von Jurisdiktionsbefugnissen ihrer Fähigkeit zur Selbsthilfe und Selbststeuerung beraubt; in religiöser Hinsicht verlieren sie durch die Zentralisation des Kultus ihre lokale Autonomie. Der Aufwertung des Ahnen der dominierenden Lineage korrespondiert die Abwertung der Ahnen aller anderen Lineages. Charisma und Prestige konzentrieren sich an der Spitze der Hierarchie und ermöglichen die Umwandlung des Häuptlingstums in ein sakrales Königtum, das sich mit einer immer dichter werdenden Aura der Heiligkeit umgibt. Damit sind die Voraussetzungen gegeben, deren die Herrschaft bedarf, um sich als staatliche Herrschaft zu etablieren.

3.2 Vollstufe: Der konische Klanstaat

Der Übergang vom Häuptlingstum zum Staat wird in der politischen Anthropologie häufig als absoluter Bruch charakterisiert. In seiner 'Ancient Society' unterscheidet z.B. Lewis H. Morgan zwei Grundformen der sozialen Synthesis, von denen die eine, historisch ältere, aus persönlichen, 'blutsverwandtschaftlichen' Bindungen zwischen den Individuen bestehe, während die andere, historisch jüngere, sich auf Landgebiet und Privateigentum gründe. Die erste Form bezeichnet Morgan als 'Gesellschaft' (societas), die zweite dagegen als 'Staat' (civitas) (Morgan 1976, 6, 52). In der Einschätzung, daß beide Formen absolut unverträglich miteinander seien, trifft er sich mit seinem Zeitgenossen Maine, der den Übergang von dem auf Blutsverwandtschaft beruhenden Gemeinwesen zu dem auf 'local contiguity' gegründeten Staat als eine jener 'subversions of feeling which we term emphatically revolutions' bezeichnet (Maine 1970, 124). Auch heute finden sich nicht wenige Ansätze, die von einer radikalen Diskontinuität ausgehen. So bemüht Sahlins die hobbesche Unterscheidung zwischen Natur- bzw. Kriegszustand und Friedenszustand, um die Differenz zwischen 'Stamm' und 'Staat' zu beschreiben (Sahlins 1968, 5 ff.). Fried unterstellt die vollständige Ersetzung des Prinzips der Rangstaffelung durch das Prinzip der Stratifikation, damit sich eine staatliche Organisation herausbilden kann (Fried 1967, 185 ff.). Und Pierre Clastres spricht gar von einer geheimnisvollen und irreversiblen 'politischen Revolution', die den primitiven Gesellschaften ein Ende gesetzt habe (Clastres 1976, 192).

Unsere bisherigen Überlegungen zeigen, daß von einem derartig scharfen Einschnitt keine Rede sein kann. Der Staat tritt der Stammesgesellschaft nicht als etwas Äußerliches entgegen, er knüpft an die wie immer auch fließenden Formen von Herrschaft und Ungleichheit an, die für Rang-Gesellschaften und Häuptlingstümer kennzeichnend sind. Das Organisationsprinzip, auf dem er aufbaut, ist alles andere als neu. Er ersetzt nicht die 'Blutsverwandtschaft' durch 'Territorialität', schon allein deswegen nicht, weil die 'kinship'-Strukturen der vorstaatlichen Gesellschaften weder mit 'Blutsverwandtschaft' gleichzusetzen sind noch Territorialität völlig ausschließen (Lowie 1949, 381; Fortes 1969, 126; Godelier 1978a, 7 ff.). Er führt vielmehr die für das Häuptlingstum wesentliche Vertikalisierung und Hierarchisierung der Verwandtschaftsbeziehungen fort und 'politisiert' diese endgültig. Der konische Klanstaat ist schon ein Staat, da er Abspaltungen erfolgreich verhindern und die Befehle der Zentralinstanz durchsetzen kann; aber er ist gleichzeitig noch ein konischer Klan, da er das dominante gesellschaftliche Verhältnis als Rangbeziehung zwischen Lineages definiert, nicht als Beziehung von 'Einwohnern' zu einer unpersönlichen Ordnung.

Daß der konische Klanstaat auf der Rang-Gesellschaft aufbaut, heißt freilich nicht, daß er diese unverändert läßt. Die Konzentration der Kontrollbefugnisse über die imaginären Produktionsbedingungen zieht vielmehr eine Umstrukturierung der sozialen Beziehungen nach sich, die wohl anfangs das dominieren-

de Organisationsprinzip nicht tangiert, dennoch wichtige Voraussetzungen für dessen Transformation bereitstellt. Da ist zunächst die neue Siedlungsstruktur, die durch die gesellschaftliche Aufwertung des Wohnsitzes der führenden Lineage entsteht. Für den konischen Klanstaat typisch ist die Kombination eines zeremoniellen Zentrums, das zumeist mit der Kultstätte der dominierenden Lineage identisch ist, mit einer Reihe von Dörfern oder kleineren Agglomerationen in der näheren Umgebung, die mit dem Zentrum durch ein dichtes Netz von Heiratsbeziehungen verbunden sind. Die kontinuierliche Versorgung mit Gütern und Arbeitsleistungen aus dem Hinterland ermöglicht im Zentrum eine Vertiefung der Arbeitsteilung und eine Spezialisierung von Bevölkerungsgruppen auf handwerkliche Tätigkeiten, die der Herstellung von Prestigegütern dienen. Sie ermöglicht den Ausbau der zentralen Kultstätten zu größeren Tempelanlagen und die Ausdifferenzierung eines eigens auf die Durchführung der Zeremonien und Riten spezialisierten Personals. Und sie ermöglicht ferner die Aufnahme überregionaler Austauschbeziehungen mit anderen konischen Klanstaaten, die sich zunächst auf Prestigegüter beschränken, bald aber auch, wie im rohstoffarmen Mesopotamien, auf wichtige Stoffe wie Metalle, Holz oder Steine erstrecken. Archäologische Funde wie etwa die Gold- und Silberschätze in den bronzezeitlichen Fürstengräbern von Alaça Hüyük in Anatolien belegen sowohl die Intensität des überregionalen Handels als auch den enormen Reichtum, der sich an den Spitzen der gesellschaftlichen Hierarchie zu sammeln beginnt (Hrouda 1971, 137 ff.).

Eine weitere Folge der Zentralisierung ist die Verstärkung der Kohäsion innerhalb der führenden Lineages. Während die alte Stammesaristokratie noch einen vergleichsweise geringen Vergesellschaftungsgrad aufweist und ihren Rang primär lokalen Mechanismen der Prestigeakkumulation verdankt, beruht die Stellung des Adels im konischen Klanstaat auf der genealogischen Beziehung zur königlichen Lineage. Der Adel ist, was er ist, nicht mehr aufgrund seines autogenen Charisma, sondern aufgrund seiner Partizipation am königlichen Charisma; seine Funktionen sind nicht mehr umfassender Natur, sondern bestimmt durch ein übergreifendes Muster ritueller und administrativer Arbeitsteilung, das jedem Segment eine spezifische Funktion zuweist. Die Aristokratie rückt gleichsam aus ihrem lokalen Bezugssystem heraus und wird Teil eines größeren Nexus, der sich durch Endogamie zusehends nach unten abschottet. Auf diese Weise wird der Gegensatz zwischen den einzelnen gesellschaftlichen Segmenten auf der Ebene der führenden Lineages verringert, während sich gleichzeitig der Gegensatz zwischen den Produzenten und denjenigen, die die Kontrolle über die imaginären Produktionsbedingungen innehaben, vertieft. Der konische Klanstaat ist ein Allianzsystem, das sich aus dem Zusammenschluß aller adligen Lineages zu einer segmentären Hierarchie ergibt, an deren Spitze der vergöttlichte Ahne der königlichen Lineage steht.

Die Beziehungen innerhalb dieses Allianzsystems sind primär durch Status, Rang und rituelle Funktionen bestimmt: es ist, wie im Häuptlingstum, die Kontrolle der imaginären und nicht die der tatsächlichen materiellen Produktionsbedingungen, aus

der die segmentäre Hierarchie entspringt. Gleichwohl haben diese religiösen und politischen Beziehungen auch eine ökonomische Dimension, da sie den gesellschaftlichen Stoffwechsel mit der Natur und die Verteilung des Mehrprodukts regulieren. Obwohl die im engeren Sinne ökonomische Funktion des sakralen Herrschers auf dieser Stufe relativ gering ist - Aufbau und Unterhaltung des Bewässerungssystems z.B. sind weitgehend Angelegenheit der Dorfgemeinschaften - erhält er doch für die Durchführung des jährlichen Zyklus der den Produktionsprozeß begleitenden Zeremonien einen so großen Anteil am Mehrprodukt, daß er den Statusabstand zu den übrigen Lineages vergrößern kann; darüber hinaus verfügt er über eigene Domänen, die durch Sklavenarbeit und durch Arbeitsleistungen der Dorfgemeinschaften bewirtschaftet werden. Die oft über Heiratsallianzen mit der königlichen Lineage verbundenen lokalen Häuptlinge haben nunmehr eine ihrer wichtigsten Aufgaben in der Versorgung des königlichen Haushaltes mit Geschenken, Tributen und Arbeitskräften, obwohl auch hier auf dem Wege der Redistribution ein Teil des Mehrprodukts wieder an die Produzenten zurückfließt. Immerhin sind die Prärogativen der Zentralinstanz so groß, daß Friedman und Rowlands den konischen Klanstaat in Analogie zu Marx' Begriff der 'asiatischen Produktionsweise' auch als 'asiatischen Staat' bezeichnen, um die ökonomische Funktion herauszustellen, die aus der Kontrolle der imaginären Produktionsbedingungen entspringt. Da dieser Begriff jedoch Assoziationen zu dem von Marx verwendeten Konzept des 'asiatischen Despotismus' weckt, das sich auf umfangs- und bevölkerungsmäßig erheblich größere Konfigurationen bezieht, scheint es mir sinnvoller, am Begriff des konischen Klanstaates festzuhalten, der sich erstens auf erheblich kleinere Systeme bezieht und zweitens die unglückliche Koppelung eines allgemeinen Typus mit einer besonderen geographischen Region vermeidet (Friedman/Rowlands 1977, 220).

Das wohl beste Beispiel für einen konischen Klanstaat, das im Gegensatz zu den meisten anderen von Friedman und Rowlands angeführten Beispielen durch schriftliche Quellen gesichert ist, findet sich in China (3). Hier vollzieht sich im 18. Jh. v. Chr. in den fruchtbaren und leicht zu bebauenden Lößebenen am Mittellauf des Hoang-Ho der Übergang von einer neolithischen Dorfkultur zur städtischen Zivilisation, die sich um die Wohnsitze der Shang-Dynastie (ca. 1750 - 1100) kristallisiert. Diese Zivilisation ist nicht die erste und nicht die einzige im archaischen China. Ihr voraus und zeitweise parallel existiert die legendäre Hsia-Dynastie, die von 2200 bis zum 1. Jh. datiert wird; und zeitweise parallel liegt auch die Dynastie der westlichen Chou (ab 1400), über die im nächsten Abschnitt zu sprechen sein wird. Die Beziehungen zwischen diesen drei Dynastien, schreibt Chang, seien keineswegs auf ein zeitliches Nacheinander zu reduzieren. Alle drei hätten vielmehr

(3) Als weitere Beispiele für konische Klanstaaten führen Friedman und Rowlands u.a. Hawaii zur Zeit der Ankunft von Cook, das olmekische Zentrum von San Lorenzo um 1200 v. Chr. sowie die mesopotamischen Stätten von Eridu, Uruk und Kisch während der Obed-4 Periode an: vgl. Friedman/Rowlands 1977, 230, 222 ff., 251 f., 256.

Staaten gebildet, die längere Zeit nebeneinander existierten (Chang 1980, 350). Da wir über die älteste der drei Dynastien jedoch nur sehr spärliche Informationen haben, wollen wir uns hier auf die Shang-Dynastie konzentrieren.

Überreste von Shang-Städten wie An-Yang und Cheng-Chou lassen auf eine hochentwickelte Kultur schließen, die sich durch mehrere Merkmale von den neolithischen Yangshao- und Lungshan-Kulturen unterscheidet. Während im Bereich der Nahrungsmittelproduktion kaum nennenswerte Fortschritte zu verzeichnen sind, kommt es zu einem "quantum jump of the highest order in the quality of life for the elite" (Chang 1976, 56). Wir finden eine hochentwickelte Bronzemetallurgie, Steinmetzarbeiten, reich ausgestattete Grabkammern, Streitwagen, Vorformen von Geld (Kaurimuscheln) und vor allem: zeremonielle Zentren, kultische Gebäude und Paläste sowie Stadtmauern, zu deren Erbauung Arbeitskräfte in breitem Maßstab rekrutiert worden sein müssen: für die etwa 7200 Meter lange Mauer der Shang-Metropole in der Nähe von Cheng-Chou haben Experten einen Arbeitsaufwand von zehntausend Arbeitern über 18 Jahre hindurch errechnet (Chang 1968, 236, 205).

Von den älteren neolithischen Kulturen unterscheidet sich die Shang-Kultur vornehmlich dadurch, daß Einzeldörfer unter religiösen, politischen und ökonomischen Gesichtspunkten zu einem Netzwerk zusammengeschlossen wurden. Die meisten Ausgrabungen zeigen ein identisches Siedlungsmuster mit einem zeremoniellen und administrativen Zentrum, in dem die Mitglieder der königlichen Lineage gewohnt haben, und eine Peripherie aus zahlreichen Dörfern und Vorstädten, in denen Bauern und Handwerker lebten. Das verbindende Element, so vermuten Autoren wie Chang, Wheatley und Gernet, scheint eine konische Klanstruktur gewesen zu sein, die zwar die verschiedenen Einheiten über Verwandtschaftsbeziehungen zusammenschloß, zugleich aber mit unterschiedlichen politischen, religiösen und wirtschaftlichen Befugnissen ausstattete (Chang 1968, 244; Wheatley 1971, 53; Gernet 1979, 50).

Herrschende Gruppe war der Tzu-Klan, dessen Spitze von der königlichen Lineage gebildet wurde (wang tsu). Diese wiederum teilte sich in zehn Segmente, die sowohl politische als auch religiöse Funktionen hatten und nach Rängen gestaffelt waren (Chang 1980, 180). Keightley hebt hervor, daß die Könige ihre herausragende Rolle der besonderen Nähe verdankten, in der sich ihre Ahnen zu 'Ti' befanden, einer Gottheit, von der zwar nicht bekannt ist, ob sie der mythische oder reale Ahne der königlichen Dynastie war, die aber gleichwohl 'at the apex of the generational hierarchy' stand:

"Shang religion was inextricably involved in the genesis and legitimation of the Shang state. It was believed that Ti, the high god, conferred fruitful harvest and divine assistance in battle, that the king's ancestors were able to intercede with Ti, and that the king could communicate with his ancestors. Worship of the Shang ancestors, therefore, provided powerful psychological and ideological support for the political dominance of

the Shang kings. The king's ability to determine through divination, and influence through prayer and sacrifice, the will of the ancestral spirits legitimized the concentration of political power in his person" (Keightley 1978, 212 f.; zur Rolle der Religion auch Gernet 1979, 50 f.; Chang 1971).

Dem König zur Seite stand ein Stab von Beratern und Helfern, die häufig aus den vornehmsten Lineages stammten. Daneben gab es militärische, religiöse und zivile Spezialisten, die Aufgaben wie Ausdeutung der Orakel, Beaufsichtigung der Leibwache, Durchführung von Riten etc. besorgten. Diejenigen Siedlungen, die nicht unter der direkten Aufsicht des Königs standen, wurden von Adligen verwaltet, die vom König eingesetzt oder vielmehr in ihrer Stellung bestätigt wurden, da, wie Granet bemerkt, die Verteilung von Apanagen erst zu einem späteren Zeitpunkt üblich wurde (Granet 1952, 112). Als Mitgliedern der herrschenden Schicht standen ihnen bestimmte Nutzungsrechte und ein Anteil an den Arbeitsleistungen der unteren Ränge zu; gleichzeitig hatten sie dafür zu sorgen, daß das Zentrum mit landwirtschaftlichen Produkten, Prestigegütern und Arbeitskräften versorgt wurde (Chang 1980, 235 ff.).

Am Fuße der sozialen Pyramide finden wir, wie überall im konischen Klanstaat, die große Masse der Bauern und Handwerker, die teils in Dörfern, teils in unmittelbarer Nähe der Zentren lebten und die unterste Stufe der Ramage-Organisation bildeten (Chang 1980, 227). Sie hatten kein privates Eigentum, doch waren sie auch keine Sklaven, die sich im persönlichen Besitz der großen Adligen befanden. Obwohl sie Abgaben entrichteten und Arbeits- und Militärdienste erbrachten (und allerdings, wenn sie gefangen wurden, zu Sklaven gemacht werden konnten), waren sie mit ihren Herren doch durch das Band der Verwandtschaft verbunden, so daß ihre Mehrarbeit als Arbeit für die Gemeinschaft erschien, als gesellschaftlich notwendige Arbeit für den Klan, dessen Spitze sie als Wahrer ihrer religiösen und sozialen Interessen ansahen (Lorenz 1977, 21; Thilo 1973, 64 f.). Diese Klanorganisation, die der Verselbständigung von Privatinteressen einen wirksamen Riegel vorschob, sollte die Shang-Dynastie noch über ein halbes Jahrtausend überdauern.

3.3 Schwundstufe: Prestigegüter-Systeme

Der konische Klanstaat ist, wie auch das Häuptlingstum, seiner Natur nach expansiv. Er muß es sein, denn zum einen bewirken der Ausbau eines komplexen Redistributionssystems, die Vertiefung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und die Erweiterung des Austauschs eine Lockerung der adaptiven Mechanismen, die den Bevölkerungszuwachs in angemessenen Grenzen halten: insbesondere in unmittelbarer Nachbarschaft des Zentrums nimmt die Bevölkerung rasch zu und macht eine Steigerung der Produktion teils durch Intensivierung, teils durch territoriale Expansion unabdingbar. Zum andern erzwingt auch die politische Struktur des konischen Klanstaates eine Ausdehnung. Am königlichen Hof sammeln sich verdiente Würdenträger, die für ihre Leistungen mit Pfründen oder Naturaldeputaten belohnt zu werden erwarten;

daneben gibt es wichtige Bündnispartner, deren Loyalität gesichert werden muß; und last not least eine wachsende Zahl königlicher Prinzen und anderer Mitglieder des königlichen Haushalts, die zwar von der Erbfolge ausgeschlossen sind, gleichwohl eine ihrem Status entsprechende Ausstattung verlangen. Um alle diese Ansprüche zu befriedigen, begünstigt das Zentrum die Bildung kleinerer Subzentren, mit denen die adligen Anwärter förmlich 'belehnt' werden (4). Die Subzentren ihrerseits werden zu Kristallisationspunkten, um die sich neue Dörfer und Siedlungen bilden, die nach einer gewissen Zeit ebenfalls zu Ausgangspunkten einer neuen Expansionsbewegung werden.

Diese zugleich demographische, territoriale und politische Ausdehnung hat nun allerdings eine Reihe von Implikationen, die schon bald das Herrschaftsgefüge des konischen Klanstaates untergraben und entweder eine Devolution in Richtung auf die Stufe des Häuptlingstums oder eine Evolution in Richtung auf den urbanen Territorialstaat einleiten. Die Herausbildung von Subzentren, die zum Sitz von Nebenlinien des Königshauses oder bedeutender Mitglieder des Adels werden, hat zur Folge, daß der Rang innerhalb der Hierarchie nicht mehr ausschließlich durch die Beziehungen zur herrschenden Patriline determiniert wird. Die Heiratsallianzen, die zum Zweck der Festigung der politischen Loyalität zwischen dem Königshaus und Adelsfamilien in den Subzentren geschlossen werden, lassen matrilineare Bindungen zwischen den Königssöhnen und den Verwandtschaftsgruppen ihrer Mütter entstehen, die bei den Auseinandersetzungen um die Thronfolge zunehmend an Bedeutung gewinnen; der königliche Nachwuchs staffelt sich nach dem Rang der Mütter, da der königliche Haushalt gewöhnlich polygam strukturiert ist und sich allein durch den Bezug auf die Vaterschaft keine Rangordnung herstellen läßt; der Status eines Prinzen hängt daher ebenso sehr vom Rang seines Vaters wie dem seiner Mutter ab, so daß mindestens zwei Linien statusbestimmend sind.

Wo aber matrilineare und patrilineare Beziehungen als fast oder vollständig gleichwertig angesehen werden, entsteht ein Dualismus in der herrschenden Elite, der sehr rasch institutionelle Formen annehmen kann - etwa, indem den herausragenden Mitgliedern der Matriline wichtige Positionen im Herrschafts- und Verwaltungsapparat eingeräumt werden. Friedman und Rowlands vertreten sogar die Auffassung, daß die für die Auflösungsphase von konischen Klanstaaten typische Differenzierung zwischen religiösen und politischen Funktionen und Ämtern innerhalb des theokratischen Apparats letztlich auf diese Bilinearität der Rangbestimmung zurückzuführen ist (Friedman/Rowlands 1977, 227).

(4) Obwohl diese Praxis augenscheinlich 'feudale' Züge trägt und, wie z.B. im Falle Chinas, häufig als Indiz für die Existenz eines chinesischen Feudalismus gewertet wird (Granet 1952), wird der Begriff 'Feudalismus' hier bewußt vermieden. Es erscheint mir sinnvoll, den Begriff allein jenen Formen der Herrschaft vorzubehalten, die im weberschen Sinne 'patrimonial' sind, damit aber ein anderes gesellschaftliches Organisationsprinzip voraussetzen, als es für die Rang-Gesellschaft typisch ist: vgl. weiter unten, S. 204 f.

Charakteristisch für die Auflösungsphase des konischen Klanstaates ist indessen nicht nur die Bilinearität, sondern eine Tendenz zur Ablösung der Rangbestimmung von genealogischen Strukturen überhaupt. Die Äquivalenz patri- und matrilinearer Abstammungsrechnung erzeugt eine Ambiguität und Unsicherheit in der Statusfestlegung, die dazu führt, daß Rang und Prestige, anstatt sich gleichsam von selbst zu ergeben, zunehmend als Ergebnis eines Wettkampfes angesehen werden, bei dem die Verfügung über Prestigegüter eine entscheidende Rolle spielt. Während der Besitz derartiger Güter ursprünglich nur ein äußeres Zeichen dafür ist, daß der Herrscher in der Gunst der Götter steht und Wohlstand und Fruchtbarkeit des Landes erfolgreich sichert, werden sie jetzt zu einem gerade von den Herrschern selbst immer häufiger eingesetzten Mittel, um Rangpositionen festzulegen und Allianzen zu stärken. Um die politische und ökonomische Loyalität der großen Adelsgeschlechter in den Subzentren zu sichern, koppeln die Herrscher die Vergabe von Lehen und Ämtern mit bestimmten Geschenken, die kultische und zeremonielle Bedeutung haben und z.B. für Rituale, öffentliche Feste oder Begräbnisse unentbehrlich sind. Zugleich setzen sie große Anstrengungen daran, die Herstellung dieser Produkte im Zentrum zu konzentrieren, um die Subzentren dadurch von sich abhängig zu machen. Auf diese Weise entsteht eine reziproke Beziehung zwischen dem königlichen Zentrum und peripheren Aristokratien, bei der die letzteren im Austausch für die Produkte ihrer Region mit Luxus- und Prestigegütern versorgt werden, die sie ihrerseits dazu verwenden, um Kontrolle über ihre Untervasallen auszuüben. Das Zentrum selbst erfährt dadurch eine Aufwertung, daß sich nun auch Handwerker und Kaufleute in unmittelbarer Nähe von Hof und Tempel ansiedeln (Friedman/Rowlands 1977, 224 ff.).

Die Herausbildung eines Prestigegüter-Systems, in dem Status nicht mehr primär durch die genealogische Struktur festgelegt, sondern eine Funktion der Verfügung über Prestigegüter ist, bewirkt eine tiefgreifende Mobilisierung der Verhältnisse. Zu den wichtigsten Folgen zählt die bereits angesprochene Ausdifferenzierung säkularer Rollen innerhalb des theokratischen Apparats und eine allmähliche Verlagerung der Machtbasis von der Kontrolle der imaginären Produktionsbedingungen zur Kontrolle der Prestigegüter. Der theokratische Apparat spaltet sich gleichsam in zwei Hälften, von denen die eine die höchste religiöse Macht repräsentiert, während die andere sich mit der Herstellung, Verwaltung und Zirkulation der Prestigegüter befaßt und daraus wachsenden Einfluß bezieht (Friedman/Rowlands 1977, 226). Um Arbeitskräfte zu rekrutieren und Rohstoffe zu sichern, werden die Außenbeziehungen des Staates intensiviert; der Fernhandel gewinnt an Bedeutung, diplomatische Beziehungen zu anderen Staaten werden geknüpft, Sklavenjagden und Expeditionen an der Peripherie veranstaltet. Die Konkurrenz um wichtige Materialien und um die Kontrolle von Handelsrouten führt zu kriegesischen Verwicklungen und zu einem Machtgewinn der mit den militärischen Operationen betrauten Heerführer und Könige. Noch ist es vor allem der 'Kampf um Anerkennung' (Hegel), der den nunmehr endemisch werdenden Konflikten zugrundeliegt, nicht das Streben nach privater Appropriation der strategischen Ressourcen. Zugleich aber eröffnet

dieser 'Kampf um Anerkennung' eine zentrifugale Tendenz, unter deren Einwirkung die Rang-Gesellschaft schließlich auseinanderbricht. Ich möchte dies im folgenden zunächst am Beispiel der klassischen Maya-Zivilisation in Mittelamerika demonstrieren und anschließend die Entwicklung in China weiterverfolgen.

3.3.1 Die Maya

Im Unterschied zu China haben wir es bei der Maya-Zivilisation nicht mit einem konischen Klanstaat und daraus hervorgehendem Prestigegüter-System zu tun, sondern mit mehreren autonomen Staaten, ähnlich etwa wie in Mesopotamien. Diese Staaten entstehen zwischen 300 und 900 n.Chr. im Tiefland von Peten und Yucatan, einem Gebiet, das zum größten Teil aus tiefliegendem Kalksteinland besteht, zwischen 30 und 180 Meter über dem Meeresspiegel liegt, von Sümpfen durchzogen und von Tropenwald bedeckt ist. Eine Bewirtschaftung ist hier nur mittels Brandrodungsfeldbau mit langer regenerativer Brache möglich, doch haben neuere Untersuchungen die These vom begrenzten Nahrungsspielraum der Maya dahingehend korrigiert, daß einige Regionen, namentlich in der Kernzone um Tikal und Uaxactun, eine außerordentlich hohe Fruchtbarkeit aufwiesen (Sanders 1973, 1977); daß ferner das landesübliche Milpa-System (Anbau von Mais und Bohnen) durch zahlreiche andere Früchte wie Yucca, Kakao, Ramón-Nüsse, Süßkartoffeln etc. ergänzt wurde; und daß man dem Problem der Bodenerosion mit der Anlage eines komplexen Terrassensystems begegnete (Turner 1979).

Die Bauern lebten zumeist verstreut in der Nähe ihrer Felder in kleinen, gehöftartigen Anwesen, während der Adel in den Zentren in unmittelbarer Nachbarschaft der Tempel siedelte, von denen vermutet wird, daß sie der Ahnenverehrung gewidmet waren (Adams 1977a, 156). Coe meint, daß die Tempelpyramiden als 'lineage mountains' funktionierten, als "focus of a cult dedicated to the royal patrilineage of which the man honored by the monument became the ancestral deity" (Coe 1965, 110 f.). Die Verwandtschaftsorganisation scheint zunächst patrilinear gewesen zu sein, obwohl für die Maya der postklassischen Zeit auch eine matrilineare Abstammungsrechnung belegt ist (Coe 1977, 174 f.). Die Bevölkerungszahl für das gesamte Maya-Gebiet wird in neueren Arbeiten auf ca. 5 Millionen geschätzt (Willey/Shimkin 1973, 491).

Obwohl die Maya-Kultur zweifelsohne eine autochthone Erscheinung darstellt, deren Wurzeln, wie erst jüngste Ausgrabungen in Belize dargetan haben, bis weit in das frühe Formativum zurückreichen (2000 - 800 v.Chr.) (Hammond 1977a), ist ihre Entwicklung doch von Anfang an durch mehr oder weniger intensive Kontakte zu anderen mesoamerikanischen Zivilisationen bestimmt. Belegt sind Einflüsse aus der frühen präklassischen Barra- und Ocos-Kultur im südlichen Chiapas (Lowe 1977); aus dem olmekischen Bereich (Coe 1977a); aus Izapa in Guatemala (Quirarte 1977); und aus Teotihuacan, dessen Beziehung zu den Tiefland-Maya über Kaminaljuyu im Hochland von Guatemala vermittelt gewesen zu sein scheint (Willey 1977a, 1977b).

Die Rolle von Teotihuacan, die wir im nächsten Abschnitt genauer behandeln werden, scheint für die Maya in doppelter Hinsicht bedeutsam gewesen zu sein. Nachdem sich etwa zwischen 250 und 100 v.Chr., möglicherweise auch schon früher, im Gebiet von Tikal und Uaxactun zeremonielle Zentren gebildet hatten, die dem Modell des konischen Klanstaates entsprochen haben dürften (Culbert 1977; Webb 1973 über die Bedeutung der Kinship-Organisation in der Frühphase der Maya-Zivilisation), kommt es im 5. Jh. n.Chr. durch die Verdichtung der Handelsbeziehungen mit Teotihuacan/Kaminaljuyu zu einer enormen Vergrößerung dieser Zentren. Nach neueren Schätzungen erreicht die Bevölkerung von Tikal um 550 die Zahl von 39.000, was einer Bevölkerungsdichte von sechs- bis siebenhundert Personen pro km² entspricht (Haviland 1970, 193). Auf etwa 15 km² finden sich ca. 3.000 Bauten, von kleinen palmbblattgedeckten Häusern über massive einstöckige 'Paläste' bis zu den sechs Tempelpyramiden, deren größte über 70 Meter hoch ist (Coe 1977, 110 ff.). Ein ausgebautes System der Wasserversorgung, Wohnstätten für Handwerker, die Existenz von Grenzbefestigungen in Gestalt von Mauern und Erdwällen belegen, daß Tikal keineswegs, wie man lange angenommen hat, lediglich ein zeremonielles Zentrum war, sondern durchaus den Charakter einer Wohnstadt trug (Haviland 1970, 193; Willey/Shimkin 1973, 480). Tikal, so Rathje, bildete ein bedeutendes Produktions- und Umverteilungszentrum, das im Austausch gegen Kultparaphernalien und Prestigegüter Produkte aus dem Umland empfing, die dann mit Teotihuacan/Kaminaljuyu gegen unentbehrliche Ressourcen wie Salz, Obsidian und Metates getauscht wurden (Rathje 1973, 440; 1977, 380).

Mindestens ebenso bedeutsam wie die Verbindung mit Teotihuacan ist jedoch das Ende dieser Verbindung für die klassische Maya-Kultur. Als die mexikanische Metropole im 6. Jh. ihren Niedergang erlebt, bedeutet dies zunächst auch eine Schwächung der Mayastädte im Peten. Zwischen 534 und 593 kommt in Tikal, Uaxactun und anderen Orten der Bau von Stelen, auf denen sich die herrschenden Lineages verewigten, nahezu völlig zum Erliegen, ebenso der Bau zeremonieller Anlagen (Willey 1974, 417 f.); Vermutungen gehen dahin, daß auch eine Abwanderung der Bevölkerung in begrenztem Umfang in die Gebiete der sogenannten 'buffer zone' stattgefunden hat, die in größerer geographischer Nähe zum Hochland liegen, über günstigere Transportmöglichkeiten verfügen sowie, bedingt durch größere ökologische Vielfalt, über eine größere Zahl von Produkten (Rathje 1971; 1973, 408 ff.). Zwar gelingt es den Zentren in der 'core area' teils durch militärische Gewalt, teils durch matrimoniale Allianzen (d.h. durch den Austausch von hochrangigen Frauen gegen politische Loyalität und materielle Ressourcen) ihre dominierende Position wiederzugewinnen und sogar in eine Phase der Expansion einzutreten, die sich an vielen Erscheinungen wie etwa der Ausbreitung des Stelenkults, der Gründung neuer Kultzentren und einem Wetteifer in der Bautätigkeit ablesen läßt (Rathje/Molloy 1974; Willey/Shimkin 1973, 460). Im Zuge dieser Expansion aber verstärken sich die zentrifugalen Tendenzen des Prestigegüter-Systems. Zahlreiche Anzeichen sprechen dafür, daß sich im 7. und 8. Jh., trotz der kulturellen Blüte, die die Maya in dieser Phase erleben, der Dua-

lismus innerhalb des theokratischen Herrschaftsapparats verstärkt, da den militärischen Führern eine immer wichtiger werdende Rolle zufällt: Webster spricht sogar von einer 'militaristischen Phase', die die Maya-Kultur in dieser Zeit durchlebt (Webster 1977). Die Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Zentren nehmen zu. Im 7. Jh. vollzieht sich der Aufstieg peripherer Städte wie Palenque, Piedras Negras und Copan sowie Coba, Uxmal und Chichen Itza im nördlichen Yucatan (Pasztor 1978a, 17 f.); gleichzeitig verlagert sich der Schwerpunkt des intermesoamerikanischen Handels im Gefolge des Niedergangs von Teotihuacan auf die sogenannten 'peripheral coastal lowlands' mit Zentren wie Veracruz am Atlantik und Cotzumalhupa an der guatemaltekkischen Pazifikküste (Parsons 1978), so daß die alten Mayazentren auch von hier aus unter Druck geraten.

Die starke Abhängigkeit von Nahrungsmittel- und Rohstoffzufuhren hat eine heftige Konkurrenz zur Folge, die häufig in kriegerischer Form ausgetragen wird. Zwar waren schon die frühen Mayastaaten keineswegs jene friedfertigen Theokratien, als die sie in der populärwissenschaftlichen Literatur gerne präsentiert werden: Krieg, so hat Webster gezeigt, spielte schon in der Prälklassik eine nicht zu unterschätzende Rolle (Webster 1977). In der späten Klassik indes, besonders im 8. Jh., mehrten sich die Indizien für militärische Auseinandersetzungen, wie dies etwa aus den Wandmalereien von Bonampak hervorgeht oder aus den zahlreichen Stelen, die siegreiche Herrscher und Unterworfenen zeigen, die beide klar als Maya zu identifizieren sind (Willey/Shimkin 1973, 485).

Auch in der Siedlungsstruktur zeichnen sich Veränderungen ab, die auf den Beginn einer zentripetalen Bewegung, auf die Herausbildung hegemonialer Zentren und damit auf den Übergang zu territorialstaatlichen Strukturen deuten. Marcus hat in einer epigraphisch-ikonographischen Untersuchung die These entwickelt, daß sich im 7. und 8. Jh. vier regionale Hauptstädte (Copan, Tikal, Calakmul (?) und Palenque) herausbilden, die untereinander durch militärische und kooperative Allianzen verbunden sind, "in which equal members represented their regions and communicated with centers of equal rank" (Marcus 1976, 192). Puleston hat in der Region von Tikal nachweisen können, daß eine Siedlungsbewegung aus der Peripherie in Richtung Zentrum stattgefunden hat (Puleston 1974). Gleichzeitig werden Befestigungsanlagen gebaut und neue Siedlungen vorzugsweise an Plätzen angelegt, die leicht zu verteidigen sind. Es könnte durchaus sein, meint Hammond, "that the collapse of classic civilization, whatever its direct cause, interrupted the emergence of even larger political entities in the Central Areas, based on more widely-spaced giant centres such as Tikal and El Mirador, as the political evolution of the Maya overbalanced on too narrow a socio-economic base" (Hammond 1974a, 331).

Über die Gründe, weshalb dieser Übergang nicht stattfand und die Maya-Zivilisation zusammen mit ihrem Prestigegüter-System kollabierte, müssen hier wenige Andeutungen genügen. Nach Ansicht der meisten Maya-Forscher

scheint eine Kombination innerer und äußerer Faktoren verantwortlich gewesen zu sein. Willey und Shimkin, die die Ergebnisse eines internationalen Symposions über den 'Classic Maya Collapse' zusammenfassen, nennen als interne Gründe das überproportionale Anwachsen der Bevölkerung in den Zentren und die damit verbundene Abhängigkeit vom Handel; den Niedergang der Arbeitsproduktivität und den Druck auf die natürlichen Ressourcen, die beide zu zunehmenden Auseinandersetzungen zwischen den Zentren geführt hätten. Als externe Gründe nennen sie die Verlagerung der Handelswege und die daraus resultierende Gefährdung der Versorgung der Bevölkerung (Willey/Shimkin 1973, 491; vgl. Culbert 1977a, 524 ff.; Sharer 1977, 532 ff.). Zu dieser Liste fügt Gifford die tiefgreifende Erschütterung der Legitimationsmuster hinzu, auf denen der Herrschaftsapparat 'aufsaß'. Wenngleich Gifford den tatsächlichen Grad der politisch-wirtschaftlichen Integration der Maya-Staaten auch und gerade durch militärische und administrative Mittel zu niedrig ansetzt, so wird man ihm doch in der Einschätzung zustimmen müssen, daß die Abruptheit und Radikalität, mit der sich die Auflösung der Maya-Zivilisation gegen Ende des 8. Jhs. vollzog, letztlich nur aus dem vollständigen Prestigeverlust zu erklären ist, den die herrschenden Schichten erlebten: ein Verlust, der zur "disintegration of the civilization by virtue of the severance of the village homeland world from the ceremonial centre world" führte. "The many unfavourable dimensions coalescing together could have made it appear to Maya minds on all levels of society that the leaders had lost their touch with the gods ... The ceremonial centre populations had worked for the ability of a Great One to communicate with the gods, but the Great Ones had lost their voices. The wondrous belief bond - the civilization that was motivated by an idea that among them there were Great Ones who could speak to the gods - was gone. The structure crumbled that once sustained a communication system underpinned during the Early Classic by an absolute faith in the need for man to talk with the gods" (Gifford 1974, 95).

3.3.2 China unter den westlichen Chou

Zentrifugale Tendenzen zeichnen sich bereits in der Spätphase der Shang-Dynastie ab, die seit dem 13. Jh. als Yin-Dynastie in einer Stadt beim heutigen An-Yang residiert. In dieser Zeit dehnt sich der Shang-Staat durch militärische Expansion teils in die südöstlichen Ebenen nach Shantung und Kiansu, teils nach Westen (Süd-Shansi, Süd-Shensi, Südwest-Honan) aus, wobei er zunehmend auf die Dienste von Lehensmännern zurückgreift. Nach Wheatley werden Benefizien in unmittelbarer Nähe des Zentrums sowohl an königliche Prinzen als auch an Frauen des Herrschers gegeben, die ihrer Pflicht zur Anwesenheit am Hofe entbunden werden. Andere Gebiete gehen häufig an verdiente und loyale Mitglieder des Hofes; wieder andere, vor

allem an der Peripherie, an lokale Häuptlinge, die von den Shang-Königen durch einen Investiturstift in ihrer Stellung bestätigt werden (Wheatley 1971, 57 f.).

Durch einen solchen lokalen Machthaber aus dem Westen, den König Wu, wird die Shang-Dynastie um 1100 gestürzt und durch die Chou-Dynastie ersetzt, die bis 221 v.Chr. regiert. Während der ersten Hälfte dieser Ära, die man nach der Lage der Hauptstadt als Zeit der 'westlichen Chou' bezeichnet (bis 771 v.Chr.), bleiben die zentrifugalen Tendenzen der späten Shang-Zeit dominant. Die Chou-Könige verteilen das eroberte Land an Mitglieder ihres Klans und an Adlige, die sich frühzeitig auf ihre Seite geschlagen haben; diese wiederum geben es weiter an Verwandte und Untervasallen, so daß China in zahllose größere und kleinere Lehenstaaten zerfällt, die oft nur aus kleinen Landstädten mit dem umliegenden Ackerland bestehen (Eberhard 1980, 30; Franke/Trauzettel 1968, 38 f.; Bodde 1956, 52 f.). Privates Grundeigentum allerdings bleibt auch in dieser Phase unbekannt, da die Belehnungen nicht das Eigentum, sondern lediglich ein Nutzungsrecht zum Gegenstand haben (Felber 1973, 63). "Le seigneur", sagt Granet, "n'est pas un souverain confondu avec un propriétaire, ni un propriétaire qu'on prendrait pour un souverain. Les paysans ne sont ni des sujets qu'on traiterait en serfs, ni des serfs qu'on tiendrait pour des sujets" (Granet 1952, 161).

Indessen ist die faktische Autonomie des Adels auf seinen Domänen so groß, daß die Belehnung durch den Herrscher mehr und mehr der Anerkennung eines bestehenden Zustands gleichkommt. Der Seigneur ernannt seine eigenen Beamten, erhebt eigene Steuern und Abgaben, unterhält eigene Armeen und eine eigene Gerichtsbarkeit (Bodde 1956, 57). Er betreibt einen eigenen Ahnenkult, durch den die Verbindung seiner Lineage mit dem von ihr beherrschten Territorium außerordentlich verstärkt wird. Und er unterhält eigene Kaufleute und Handwerker, die ihn mit Luxusartikeln versorgen und von der Prestigegüterproduktion des Zentrums unabhängig machen (Granet 1952, 141 ff., 151 ff.; Felber 1973, 62 ff.). Ständige Prestigekämpfe bringen Bewegung in die adlige Hierarchie und zwingen auch den Herrscher, sein Charisma in immer neuen Situationen zu bewähren.

Zwar erweist der Adel dem König durch Tribute und Geschenke seine Referenz und eilt ihm in Kriegszeiten mit seinen Truppen zu Hilfe. Doch ordnet er sich damit nicht in ein Herrschaftsgefüge ein, das auf Befehl und Gehorsam beruht. Der Herrscher ist kein Patrimonialherr und der Adlige kein Untergebener. Beide verfügen über Charisma und Prestige, und nur die Tatsache, daß der König durch das 'Mandat des Himmels' ausgezeichnet ist, erhöht seinen Rang - jedoch keineswegs dauerhaft und ein für allemal. "Le Mandat du Ciel n'est confié que pour une saison ou une ère du monde. Un principe de roulement et d'alternance limite la puissance sainte, mais à terme, dont jouit une dynastie de Fils du Ciel. Le Roi n'est qu'un primus inter pares. Il détient une sainteté qui s'use, et toute race seigneuriale recèle une sainteté qui peut croître et l'emporter sur la sienne" (Granet 1952, 101).

Dualistische Strukturen treten in unterschiedlichem Maße hervor. Zunächst scheint die Etablierung der Chou-Dynastie eine temporäre Unterbrechung der zentrifugalen und partikularistischen Tendenzen der späten Shang-Ära bewirkt zu haben. Creel entwirft für diese Zeit das Bild eines relativ zentralisierten Staates, dessen Herrscher über einen starken militärischen Apparat mit 14 stehenden Heeren und eine Kette von Garnisonen sowie über ein gut ausgebautes System der Ressourcenbeschaffung verfügt hätten (Creel 1970, 53 ff.). Wie Creel jedoch selbst konzediert, scheint diese Phase hoher staatlicher Kohäsion höchstens zweieinhalb Jahrhunderte gedauert zu haben. Schon im 9. Jh. mehren sich, wenn man späteren schriftlichen Zeugnissen vertrauen kann, die Intrigen, Palastrevolutionen und Thronkämpfe, die für ein Prestigegüter-System so typisch sind. Der König, meint Creel, habe allmählich immer mehr den direkten Kontakt zu seinem Stab verloren und die Machtausübung an seine Minister abgegeben (Creel 1970, 433 f.).

Tatsächlich spricht viel dafür, daß der König erst durch diesen Prozeß zu jener rein religiös-magischen Instanz wird, die Granet als für die chinesische Konzeption des Königtums schlechthin charakteristisch ansieht. Während der König seine Autorität und sein Prestige zunehmend aus der Enthaltung von allen Aktionen gewinnt, die auf eine Sicherung seiner Macht hinauslaufen - "de sa part", schreibt Granet, "toute initiative révélerait un manque de sainteté, toute mesure impérieuse une déficience de Vertu" (Granet 1952, 86) - konzentrieren die Minister und hohen Beamten die weltlichen Befugnisse in ihren Händen - ein Trend, der sich auch in der späteren Ch'un-ch'iu-Periode fortsetzt, als der König längst zu einem Territorialherren neben anderen herabgesunken ist (s.u.). Die Minister, die häufig von der Familiengruppe gestellt werden, die dem Herrscher die Frau gibt, usurpieren nicht selten die politische Macht und vertreiben mitunter sogar ihre Herren: in einem besonders signifikanten Fall gestatten sie dem ins Exil getriebenen Herzog von Wei nur unter der Bedingung die Rückkehr, daß er sich fortan auf die Durchführung der Opferferriten beschränkt und die Staatsangelegenheiten der Familie des Ministers überläßt (Hsu 1965, 20). So bricht auch in China die Rang-Gesellschaft allmählich auseinander, mit dem im Vergleich zur Maya-Kultur freilich signifikanten Unterschied, daß es nicht zu einer devolutionären Entwicklung kommt: die durch die zentrifugale Bewegung entstehenden Subzentren werden zu Kristallisationspunkten einer zentripetalen Bewegung, aus der eine neue Form des Staates hervorgeht: der urbane Territorialstaat.

4. Staat und Stratifikation

4.1 Der urbane Territorialstaat I: Das patrimoniale Königtum

Die im vorigen Abschnitt geschilderten Beispiele haben eine Eigentümlichkeit des Prestigegüter-Systems besonders deutlich hervortreten lassen: seine Instabilität. Prestigegüter-Systeme

sind expansiv, sie fördern die Bildung neuer Zentren an der Peripherie, die sich schnell zu ernsthaften Konkurrenten des Primärzentrums entwickeln können. Gleichzeitig sind sie durch die Spezialisierung auf die Herstellung von Luxusartikeln extremen Risiken ausgesetzt: in den großen Maya-Zentren wie Tikal drängten sich Bevölkerungsagglomerationen zusammen, deren Versorgung durch die lokale Landwirtschaft nicht bewältigt werden konnte und daher zur Gänze von einem überregionalen Austauschnetz abhing. Schon geringfügige Disruptionen in diesem Netz konnten schwere Erschütterungen der lokalen Hierarchien verursachen und Prozesse in Gang setzen, die zu weitreichenden Verschiebungen im Sozialgefüge führen mußten. Die Versorgungsschwierigkeiten, die aus der Konkurrenz zwischen Primär- und Subzentren resultieren, haben daher nicht selten ein Auseinanderbrechen der Herrschaftsstruktur in eine Reihe autonomer Regionen zur Folge, die ihre Konflikte mit militärischen Mitteln austragen. Wenn diese Konflikte mit anderen Faktoren zusammentreffen - etwa einer Verlagerung der Handelswege, ungünstigen Umweltbedingungen, die eine weitere Steigerung der Produktion nicht erlauben - kann es, wie das Beispiel der Peten-Maya zeigt, zu einer kompletten Devolution des Gesellschaftssystems in Richtung auf tribale Strukturen kommen.

Möglich ist aber auch, daß der allgemeine Kriegszustand, in den das Prestigegüter-System seiner Natur nach münden muß, zu einer Umkehrung der zentrifugalen Tendenz führt. Um den kriegerischen Wirren zu entgehen, sucht die Bevölkerung Schutz in den größeren Zentren oder läßt sich zumindest in deren Nachbarschaft nieder. Befestigungen und Verteidigungsanlagen werden gebaut, entferntere Siedlungen aufgegeben. Die Konzentration der Bevölkerung auf kleinerem Raum erzwingt den Übergang zu intensiver Bewässerungswirtschaft, wie er sich in so unterschiedlichen Regionen wie Mesopotamien oder Nordchina, Peru oder dem Hochtal von Mexiko vollzieht (Steward 1955). Ein Äquivalent zu dieser landwirtschaftlichen Intensivierung scheint die Gewinnung einer beherrschenden Position im interlokalen Handel zu sein, wie sie besonders für die Stadtstaaten des östlichen Mittelmeers typisch ist. Derartige 'reine Handelsstaaten' stellen allerdings, wie Friedman und Rowlands vermerken, eine sekundäre Entwicklung dar, die die Existenz eines über den bloßen Austausch von Prestigegütern hinausgehenden Handelsnetzes immer schon voraussetzt, damit aber auch die Existenz territorialer Staatlichkeit, in deren Schutz ein solcher Handel allein möglich ist (Friedman/Rowlands 1977, 234). Ich werde im nächsten Abschnitt auf dieses Problem zurückkommen.

Aus der zentripetalen Bewegung geht ein neuer Staatstypus hervor, der im wesentlichen aus einem städtischen Zentrum und einem von diesem beherrschten geschlossenen Territorium besteht: der urbane Territorialstaat. Im Unterschied zum konischen Klanstaat und zum Prestigegüter-System ist hier das urbane Zentrum nicht mehr primär durch seine sakralen und zereemoniellen Funktionen bestimmt, die nach Wheatley Ausgangspunkt jeder Stadtbildung sind (Wheatley 1971, 225). Die starke Konzentration der Bevölkerung führt zu einer weiteren Vertiefung der Arbeitsteilung und zur Bildung von Institutionen, die den

Strom von gewerblichen Produkten aufs Land und von Lebensmitteln in die Stadt regulieren. Die Stadt wird zum wirtschaftlichen Mittelpunkt mit einem zentralen Markt und mit speziellen Vierteln für Handwerker und Kaufleute; sie wird auch politisch zum Zentrum, da hier die wichtigsten Entscheidungen getroffen werden.

Typisch für den urbanen Territorialstaat ist daher, daß die Häuptlinge der großen Klans und Subklans ihren Wohnsitz aus dem Umland in die Stadt verlagern und hier neue Allianzen eingehen, die von den segmentären Strukturen abgekoppelt sind. Wohl bleiben diese Strukturen für die innere Organisation der Stadt zunächst noch verbindlich. Das übliche Siedlungsmuster ist geprägt durch eine Gliederung nach Sektoren, die der Anzahl der dominierenden Klans und Lineages entsprechen und in rituellen und administrativen Angelegenheiten weitgehend autonom sind. Mitunter finden sich auch übergreifende Institutionen wie der Ältestenrat in den sumerischen Städten, der vom König bei wichtigen Entscheidungen konsultiert wird. Gleichwohl ist die Zusammensiedlung zuvor verstreut lebender Adelssippen Ausgangspunkt für eine Reorganisation der Herrschaftsstruktur und einen Formwandel der gesellschaftlichen Synthesis, in deren Verlauf der traditionellen Organisationsform der Rangvergesellschaftung der Boden entzogen wird.

Die Ursachen für diesen Formwandel sind vielfältig. Auf der einen Seite bedeutet bereits die zentrifugale Tendenz des Prestigegüter-Systems eine schwere Erschütterung der Ramage-Organisation, die sich, wie im Falle der Peten-Maya, zu einem vollständigen Legitimationsverlust des darauf gründenden Herrschaftsapparates ausweiten kann; in der zentripetalen Phase setzt sich dieser Erosionsprozeß fort, weil die durch Deszendenz- und Filiationsstrukturen vermittelte Zuweisung von Herrschaftspositionen immer häufiger der tatsächlichen Effizienz auf militärischem oder administrativem Gebiet weichen muß. Hinzu kommt, daß sich in manchen Regionen wie etwa in China die alte Aristokratie in ihren endemischen Kriegen buchstäblich selbst zerfleischt. Sieger in den endlosen Kämpfen, aus denen der urbane Territorialstaat hervorgeht, sind meistens gerade nicht die Mitglieder alter ranghoher Sippen, sondern Individuen, die ihre Ressourcen am geschicktesten ausnutzen. Einmal an der Macht, setzen diese neuen Herren alles daran, den traditionellen konischen Klans die Basis zu entziehen und die Produzenten direkt von sich abhängig zu machen.

Auf der anderen Seite verwandelt sich der Boden mit dem Übergang zu einer neuen, intensiveren Form der Landwirtschaft in eine knappe und ständig wertvoller werdende Ressource, deren Besitz sich als wichtiger Schlüssel für den Erwerb und für die Stabilisierung politischer Macht erweist. Da die Intensivierung der Landwirtschaft mit einer Verstärkung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der Produktion für den (zunehmend geldvermittelten) Austausch einhergeht, bilden sich zusehends privateigentümliche Strukturen heraus, die sich einer Kontrolle durch die Klanorganisation entziehen; nicht selten sind es die Klans und Lineages selbst, die, vertreten durch ihre Ältesten, Teile ihres Landes an Adlige oder Kauf-

leute veräußern, die im Fernhandel Kapital akkumuliert haben. Die für das Ramage-System typische Form des 'joint-ownership' (Maine) verschwindet damit keineswegs völlig, ja sie wird häufig dadurch, daß der Staat entweder den Familienverband oder die Dorfgemeinschaft zur Fron- und Steuerhaftungsgemeinschaft macht, noch verstärkt. Neben diese Eigentumsform aber tritt, sie überformend und teilweise verdrängend, eine neue Form der privaten Appropriation von Land und Arbeitskräften, die sich von den traditionellen Verpflichtungen zu Reziprozität und Redistribution befreit und gesellschaftlich an Gewicht gewinnt.

Dieser Prozeß aber ist identisch mit dem Übergang zu einem neuen gesellschaftlichen Organisationsprinzip. War im konischen Klanstaat und auch im Prestigegüter-System der gesellschaftliche Stoffwechsel mit der Natur durch das Ramage-System vermittelt, das die soziale Stellung und die Möglichkeiten des Einzelnen von seinem genealogisch fixierten Status abhängig machte, so ist er nunmehr vermittelt durch die monopolistische Verfügung bestimmter sozialer Gruppen über die strategischen Ressourcen, d.h. solcher Ressourcen, die für die materielle Reproduktion einer Gesellschaft unentbehrlich sind. Zwar bleiben die typischen Mechanismen der Statuskonsumtion und -rivalität auch weiterhin für das Verhalten insbesondere der Oberschichten maßgebend. Die soziale Synthesis aber ist nicht mehr primär durch sie bestimmt, sondern durch die Mechanismen der Stratifikation, die die gesellschaftliche Position und die Reproduktionsmöglichkeiten des Einzelnen an eine differentielle Verteilung der strategischen Ressourcen bindet.

Der hier verwendete Begriff der Stratifikation bedarf in doppelter Hinsicht der Abgrenzung. Mit Morton H. Fried stimme ich in der Definition überein, daß unter einer stratifizierten Gesellschaft ein System zu verstehen ist, "in which members of the same sex and equivalent age status do not have equal access to the basic resources that sustain life" (Fried 1967, 186). Nicht folgen kann ich jedoch seiner These, daß der Staat erst als zeitlich nachgeordneter Effekt eines bereits voll ausgebildeten stratifizierten Systems entsteht. Staatliche Organisationsformen bilden umgekehrt den institutionellen Rahmen, in dem sich das Stratifikationsprinzip entwickelt, wenngleich natürlich, und hierin ist der reale Gehalt von Frieds These zu sehen, der Übergang zu diesem Prinzip eine tiefgreifende Änderung des institutionellen Rahmens bewirkt. Die private Akkumulation von Handelskapital, Boden und Arbeitskräften geht einher mit der Bildung neuer Produktionsverhältnisse, die auf handfesteren Grundlagen beruhen als die bisher betrachteten Formen. Politische Macht verdankt sich nun nicht mehr primär der Kontrolle über die imaginären Produktionsbedingungen bzw. der Kontrolle der Prestigegüterproduktion, sondern direkt und unmittelbar der Kontrolle über die realen Produktionsbedingungen: der Staat verwandelt sich aus einer in Verwandtschafts- und Glaubensstrukturen wurzelnden Institution in eine "arena for political manipulation,

where decisions with respect to economic relations do occur but where the economic relations themselves are predefined" (Friedman/Rowlands 1977, 236).

Ebenso verfehlt wie Friedmans Annahme einer Kausalbeziehung zwischen Stratifikation und Staatsbildung erscheint mir indessen der Ansatz von Friedman und Rowlands, die das Stratifikationsprinzip zwar richtig als neues Produktionsverhältnis charakterisieren, jedoch offensichtlich mit einem gesellschaftlichen Primat der Ökonomie bzw. von 'monetary/property relations' gleichsetzen (Friedman/Rowlands 1977, 237). Auch für den urbanen Territorialstaat gilt, was Karl Polanyi als allgemeines Kennzeichen aller vorkapitalistischen Gesellschaften herausgearbeitet hat - daß nämlich die Ökonomie - genauer gesagt: die Marktökonomie - 'eingebettet' bleibt in Integrationsformen nichtökonomischer Art (Polanyi 1979, 154 f.). Anstatt eine 'Herauslösung' der Ökonomie einzuleiten, wie Friedman und Rowlands anzunehmen scheinen, bewirkt die Durchsetzung des Stratifikationsprinzips eine 'Herauslösung' der Politik aus den religiösen und verwandtschaftlichen Klammern. Sie bewirkt einen intensiven Kampf um die Verwaltungs-, Produktions- und Kriegsbetriebsmittel, der, wie Max Weber gezeigt hat, ebensogut zur Herausbildung eines monopolistischen Zentrums führen kann, das einen beträchtlichen Anteil dieser Mittel appropriiert, wie zur Herausbildung einer stärker dezentralisierten Struktur, bei der die Herrschaftsmittel unter eine Vielzahl von Gewaltträgern distribuiert sind. Entscheidend aber ist in jedem Fall, daß die Durchsetzung des Stratifikationsprinzips einhergeht mit einer Umstellung der sozialen Synthesis auf primär politische Beziehungen, die dazu tendieren, alle anderen gesellschaftlichen Beziehungen politisch zu überformen und zu instrumentalisieren. Wenn es richtig ist, daß mit dem urbanen Territorialstaat die Religion virtuell zur Ideologie wird, zur bloßen Funktion der Legitimationsinteressen der verselbständigten Herrschaft (Friedman/Rowlands 1977, 237), so gilt doch ebenso, daß auch die Ökonomie nur als abgeleitete Instanz existiert, wie sich u.a. in der Einrichtung administrativ kontrollierter 'ports of trade', in Formen der Preisfestsetzung, des 'dispositiven', risikolosen Handels und des 'obligatorischen Geldgebrauchs' zeigt. "Die Ökonomie des staatlichen Bereichs und ihre verwaltungsmäßigen Beziehungen zur staatsfreien Sphäre formen den ökonomischen Prozeß als Ganzes" (Polanyi 1979, 369).

Max Weber hat die Herrschaftsstruktur, die sich auf dieser Grundlage bildet, als 'patrimoniale Herrschaft' bezeichnet, "welche auf dem Boden des Oikos und damit auf dem Boden der gegliederten Hausgewalt erwachsen ist" (Weber, WuG, 682). Der Idealtypus dieser Herrschaft ist durch zwei polar entgegengesetzte Varianten gekennzeichnet. Wo es einem Herren gelingt, seine Herrschaft über seinen Besitz - sein 'Haus', seinen 'Oikos' - durch die Herrschaft über andere 'Hausherren' zu erweitern und schließlich den gesamten politischen Verband zu

kontrollieren, da entwickelt sich ein 'reiner Patrimonialstaat' wie das 'bürokratische Stadtkönigtum' in Mesopotamien oder der 'autoritäre Leiturgiestaat' in Ägypten (Weber, SWG, 39). Wo eine solche Konzentration der Herrschaft fehlt, nimmt der politische Verband dagegen die Form des 'ständischen Patrimonialismus' an, der wiederum in höchst unterschiedlichen Formen auftreten kann: als 'präbendaler Feudalismus' oder als 'Lehensfeudalismus'. In der geschichtlichen Realität lösen 'reiner' und 'ständischer' Patrimonialismus einander häufig ab, da einerseits sich die Konkurrenz um die Herrengewalten im letzteren regelmäßig zu 'Ausscheidungskämpfen' (Elias) steigert, in deren Gefolge es zu Monopolbildungen kommt; andererseits aber der 'reine Patrimonialismus' ebenso regelmäßig durch Phasen der Dezentralisation und 'Präbendalisierung' aufgelöst wird, die aus der Organisation des Herrschaftsapparates entspringen. Das Modell von Friedman und Rowlands läßt sich in diesem Punkt nahtlos an die Webersche Herrschaftssoziologie anschließen:

"There will be a tendency in this kind of system for an oscillation between periods of political fission in which local accumulation destroys centralised power, and recentralisation where an element of the wealthy aristocracy takes control of the larger economy by expanding the direct economic prerogatives of the state. In the city state this is expressed in the opposition between 'democratic' and 'autocratic' phases. In the more dispersed territorial state it is an opposition between 'feudal' and 'despotic' phases" (Friedman/Rowlands 1977, 237).

Das Beispiel von Teotihuacan soll im folgenden eine Variante illustrieren, bei der die Tendenz zur Stabilisierung patrimonialer Strukturen frühzeitig zum Erliegen kommt und in eine Devolution umschlägt; das Beispiel der chinesischen Territorialstaaten dagegen eine Variante, bei der diese Tendenz sich durchsetzt und damit die Grundlagen für den Übergang zur nächsten Stufe bereitstellt: dem patrimonialen Imperium (5).

4.1.1 Teotihuacan

In der Spätphase des Formativums, in unmittelbarem Anschluß an den Zusammenbruch des olmekischen Prestigegüter-Systems, erleben in Mesoamerika eine Reihe ehemals peripherer Zentren einen Aufstieg: in Monte Alban im Hochland von Oaxaca, in Kaminaljuyu im Hochland von Guatemala und vor allem im Tal von Teotihuacan - zunächst in Cuicuilco, das um 150 v.Chr. durch einen Vulkanausbruch zerstört wird, dann in der Ortschaft Teotihuacan selbst - kommt es in dieser Zeit zu einem enormen Bevölkerungsanstieg und einem urbanen Wachstum, das alle Anzeichen einer typischen zentripetalen Reaktion aufweist (Friedman/Rowlands 1977, 260). Für Teotihuacan haben

(5) Zum Begriff des patrimonialen Imperiums als einer Weiterentwicklung des Patrimonialstaates vgl. die Ausführungen von Eisenstadt in diesem Band, S. 38 ff.

die Ausgrabungen von Millon und Cowgill gezeigt, daß dort, wo zwischen 500 und 150 v.Chr. noch höchstens 750 - 3000 Einwohner lebten, um die Zeitwende bereits fünfzig- bis sechzigtausend Menschen ansässig sind. Gegen Ende des 1. Jhs. wird das größte Bauwerk der Stadt, die Sonnenpyramide, errichtet, das mit 65 Meter Höhe, 220 Meter Umfang und 1 Million m³ zu den imposantesten Bauwerken Mesoamerikas zählt. Die Bevölkerung vergrößert sich um ca 1 % pro Jahr, bis sie in der sogen. Xolalpan-Phase (450 - 650 n.Chr.) auf etwa 125.000, später, auf dem Höhepunkt der Entwicklung, auf möglicherweise 150.000 bis 200.000 Einwohner steigt (Millon 1974, 355). Mit maximal 23,5 km² bedeckt Teotihuacan eine Fläche, die größer als diejenige Roms in der Epoche der Cäsaren ist (Cowgill 1974, 378 ff.).

Erst die Ausgrabungen allerneuesten Datums lassen erkennen, daß Teotihuacan keineswegs, wie man lange angenommen hat, ein unkriegerisches zeremonielles Zentrum war, sondern in vielen Punkten dem Idealtypus des Territorialstaates entspricht. So hat Millon im nördlichen und nordwestlichen Teil größere Befestigungsanlagen gefunden, die, zusammen mit natürlichen Barrieren im Süden, Westen und Osten, der Stadt hinreichende Sicherheit gegeben haben dürften (Millon 1974, 347). Auch die architektonische Gliederung stimmt mit dem Modell überein. Zwei große Achsen, die von Norden nach Süden und von Osten nach Westen führen, teilen die Stadt in vier große Quartiere ein, die wiederum aus kleineren 'barrios' bestehen. Einige barrios verfügen über einen oder mehrere Tempel, die eine rituelle und administrative Gliederung der Bevölkerung vermuten lassen: wahrscheinlich wurden diese barrios von lokalen Führern verwaltet, die eine bedeutende intermediäre Position zwischen den Herrschern und den übrigen Einwohnern eingenommen haben (Millon 1976, 225). Kleinste Wohneinheit sind einstöckige, fensterlose Komplexe, deren ungewöhnliche Größe darauf hindeutet, daß hier Verwandtschaftsgruppen, vielleicht erweitert um eine Reihe abhängiger Personen, gewohnt haben; im Durchschnitt scheint jedes dieser Gebäude zwischen 60 und 100 Personen beherbergt zu haben (Millon 1974, 352 f.; 1976, 216). Im Schnittpunkt der Achsen befinden sich zwei in der Literatur als 'Zitadelle' und als 'Great Compound' bezeichnete Anlagen, in denen man vermutlich den zentralen Marktplatz, die Wohnstätten der staatlichen Beamten und das Verwaltungszentrum zu sehen hat (Millon 1974, 346; Katz 1975, 91).

Obwohl keine schriftlichen Quellen vorliegen, die uns Aufschluß über die soziale Gliederung und die Besitzverhältnisse geben könnten, gestatten die archäologischen Befunde doch einige Schlußfolgerungen in dieser Richtung. Die Ausgrabungen haben mehr als 500 Werkstätten zutagegefordert, von denen sich die Mehrheit mit Obsidianarbeiten befaßt haben muß; daneben gibt es Werkstätten für Steinmetz- und Edelsteinarbeiten, Töpferei, Figurenherstellung u.a. Handwerke, die zusammen mit den Tätigkeitsfeldern im Bereich der weltlichen und der Sakralarchitektur den Schluß rechtfertigen, daß ein bedeutender Teil der Bevölkerung, den Millon auf etwa 30.000 Personen schätzt, aus Handwerkern bestand (Millon 1974, 355; 1976, 233). Neben dieser Schicht gab es eine große Anzahl von Bauern, die ihre

außerhalb der Stadt gelegenen Felder bearbeiteten und insgesamt etwa zwei Drittel der Bevölkerung ausmachten (Millon 1976, 228).

Die Oberschicht, in deren Händen sich ein beträchtlicher Teil des Bodens befunden haben wird, setzte sich aus fünf verschiedenen Gruppen zusammen: einer Kriegerschicht, die langsam zu einer Art Erbaristokratie wurde; einer Priesterschaft, einer Kaufmannschaft, den Vornehmen der großen Lineages und, last not least, einer staatlichen Bürokratie, der die Verwaltung der Stadt und des Bewässerungssystems oblag (Katz 1975, 102). An der Spitze des Staates, vermutet Millon, könnten möglicherweise zwei königliche Verwandtschaftsgruppen gestanden haben, aus deren Reihen abwechselnd (oder gleichzeitig) der oder die Herrscher gewählt wurden (Millon 1976, 237). Aus dem Umstand, daß in den späteren Phasen Teotihuacans mehr weltliche als religiöse Bauten entstanden, folgert Katz, daß sich in dieser Zeit ähnlich wie in Mesopotamien die Spaltung zwischen säkularer und religiöser Macht vertieft und weltliche Herrscher immer mehr Befugnisse in ihrer Hand konzentrieren (Katz 1975, 102; vgl. Millon 1976, 240). Wie dem auch gewesen sein mag: kein Zweifel besteht jedenfalls daran, daß Teotihuacan "the most complexly stratified society of its time in Middle America" war (Millon 1974, 357).

Über Umfang und Grenzen des von Teotihuacan beherrschten Territoriums gibt es keine genauen Informationen. Zwar läßt sich ohne weiteres zeigen, daß sich der Einfluß auf künstlerischem Gebiet auf ganz Mittelamerika erstreckte. Direkte Imitationen der Sakralarchitektur finden sich in Kaminaljuyu (Guatemala), Matcacapan (Veracruz), Dzibilchaltun (Nordyucatan) und Tikal (Pasztory 1978b, 108 ff.). Zwischen 400 und 550 ist der kulturelle Einfluß Teotihuacans so überwältigend, daß Parsons diese ganze Periode als 'era of Teotihuacan control' bezeichnet (Parsons 1978, 29). Man geht sicher nicht fehl in der Annahme, daß dieser kulturellen Hegemonie auch eine wirtschaftliche Vorrangstellung entsprach, die sich an der weiten Verbreitung typischer, in Teotihuacan hergestellter Luxusgüter aus Ton oder Obsidian ablesen läßt; und ebenso sicher kann man annehmen, daß diese wirtschaftliche Dominanz auch politisch-militärisch abgesichert war, da ein derart extensiver Handel nur im Schatten einer Art 'Pax Teotihuacana' gedeihen konnte (Katz 1975, 101).

Um ein Imperium indessen, wie manche Archäologen und Historiker glauben (Adams 1977a, 202), scheint es sich nicht gehandelt zu haben. Am Beispiel von Kaminaljuyu, das vielfach als Außenposten dieses vermeintlichen Imperiums angesehen wird, hat W.T. Sanders plausibel machen können, daß die ökonomische und politische Hegemonie Teotihuacans durch bewaffnete Kaufleute nach Art der aztekischen 'pochteca' gesichert wurde, die in den entfernteren gelegenen Gebieten über Niederlassungen verfügten und oft mit der einheimischen Elite durch Heiratsbeziehungen verbunden waren: der Imperialismus Teotihuacans sei daher nur ein 'merkantiler Imperialismus' gewesen, der im wesentlichen von der Stärke und der Fähigkeit der 'pochteca' ab-

hing, in die lokalen politischen Strukturen einzugreifen (Sanders 1978, 43 f.). Zwischen 400 und 550 n.Chr. scheint dies ohne Schwierigkeiten gelungen zu sein. Nach 550 mehrten sich jedoch die Belege für eine zunehmende kommerzielle Rivalität zwischen Teotihuacan und aufstrebenden Städten teils an der Peripherie (Palenque, Copan, Cotzumalhuapa, Tajin), teils in unmittelbarer Nähe Teotihuacans (Xochicalco, Cholula, Tula). Während der beiden folgenden Jahrhunderte finden im Zentralhochland heftige Kämpfe statt. Alte Zentren werden verlassen, neue - wie etwa Tula - an leichter zu verteidigenden Plätzen errichtet (Pasztor 1978a, 16). Auch im Gebiet der Tiefland-Maya tauchen in dieser Zeit massive Befestigungsanlagen auf, die auf einen Zusammenbruch der 'Pax Teotihuacana' schließen lassen. Die Stadt kann sich zwar noch bis Mitte des 8. Jhs. halten, doch nur mehr als eines neben anderen rivalisierenden Zentren. Die Bevölkerung nimmt ebenso rapide ab, wie sie einst zugenommen hatte, bis die Stadt um 750 völlig verlassen ist. Der Zusammenbruch Teotihuacans schafft Raum für die Entfaltung anderer Kulturen wie die der Maya, die im 7. und 8. Jh. ihre Blütezeit erleben.

4.1.2 China unter den östlichen Chou

Auf die Periode der westlichen Chou folgt 771 - 221 v.Chr. die der östlichen Chou, eine Einteilung, die auf der Verlagerung der königlichen Hauptstadt nach Lo-Yang in Honan beruht. Die Periode der östlichen Chou zerfällt ihrerseits in zwei Hauptabschnitte, die man als Ch'un-ch'iu (Frühling und Herbst) und Chan-kuo (Zeit der Streitenden Reiche) bezeichnet. Zur Unterteilung werden in der Literatur abweichende Daten genannt, so daß Chang vorschlägt, die Trennungslinie nur ungefähr um 450 v.Chr. anzusetzen (Chang 1968, 257 f.).

Die Ch'un-ch'iu-Periode ist zunächst durch die Fortsetzung der zentrifugalen Tendenzen und durch einen progressiven Zerfall der königlichen Autorität gekennzeichnet. Die Verlagerung der Hauptstadt geht einher mit dem Verlust fast der gesamten königlichen Domäne in Shensi, so daß dem König fortan die nötigen Ressourcen fehlen, um seinen Anspruch auf Oberhoheit zu realisieren. Bereits im 8. Jh. verleiht der Fürst Hsiung-ch'ü von Ch'u seinen Söhnen den Titel 'Wang' (König), und bald folgen andere diesem Vorbild (Franke/Trauzettel 1968, 46). Fortan hat der Herrscher nur noch insoweit Einfluß, als er sich mit dem jeweils mächtigsten Lehensherren verbündet (Eberhard 1980, 40).

Die Lehensherren bauen ihre Domänen durch Inbesitznahme brachliegenden Landes und durch Eroberungen zu eigenständigen Territorien aus. Während noch im 8. und 7. Jh., wie Stumpfeld am Beispiel der Shantung-Staaten nachweist, die Grenzen zwischen den einzelnen Fürstentümern nur unscharf definiert und selten durch genaue Absprachen geregelt sind, vollzieht sich im 7. Jh. eine Expansion, in deren Verlauf Stützpunkte gebildet, Besitzstände abgerundet und neue, linear definierte Grenzen festge-

legt werden. Die kleineren Stadtstaaten, die oft nicht mehr als ein Herrnsitz mit einigem Umland sind, werden entweder geschluckt oder dehnen sich selbst zu Territorialstaaten aus, die heftig miteinander konkurrieren (Stumpfeld 1970).

Wie im mittelalterlichen Europa beginnt ein Ausscheidungskampf von der Art, wie ihn Norbert Elias beschrieben hat. In wütenden Kämpfen, die nichts mehr mit den aristokratischen Prestigewettbewerben zu tun haben (Granet 1952, 50) und von den 258 Jahren zwischen 722 und 464 ganze 221 Jahre erfüllen, zerfleischen sich die Teilstaaten untereinander, bis am Ende der Ch'un-ch'iu-Periode nur mehr sieben Großstaaten übrig sind, die um die Hegemonie streiten (Hsu 1965, 52 ff.). Das Ausmaß des Konzentrationsprozesses, der sich in diesem Zeitraum vollzieht, läßt sich u.a. daran ablesen, daß in der folgenden Chan-kuo-Periode selbst die kleineren unter den neuen Großstaaten, Han und Wei, Armeen mit 300.000 Mann ins Feld führen, während die größeren, Ch'in und Ch'u, zeitweise eine Million Mann unter Waffen haben (Hsu 1965, 71).

Daß in der Chan-kuo-Periode der auf dem Prinzip der Rangvergesellschaftung beruhende Staat durch den auf dem Prinzip der Stratifikation beruhenden Territorialstaat abgelöst wird, geht noch deutlicher aus einer Reihe anderer Erscheinungen hervor. Zum einen zerreibt sich die bis dahin führende Schicht des Gebütsadels in den permanenten Kämpfen nahezu völlig. Viele alte Adelsgeschlechter werden in den mit erbarmungsloser Grausamkeit geführten Hegemonialkriegen ausgelöscht oder von ihrem Land vertrieben. Durch die immer häufiger geübte Praxis, die Bauernbevölkerung zu bewaffnen und mit in den Krieg zu führen, verliert der Adel zudem sein Waffen- und Führungsmonopol an militärische Spezialisten, die, wie es Granet formuliert, aus dem Krieg eine Industrie machen und eine auf geleisteten Diensten beruhende Militärhierarchie schaffen, die vollständig von ihnen abhängig ist (Granet 1980, 144 f.). Das Personal für die Erfüllung der Verwaltungsaufgaben im neuen Staatswesen rekrutieren die Fürsten aus der Schicht des niederen Adels (shi), aus Gefolgsleuten, die eine halbfreie Stellung innehaben und für ihre Dienste Unterkunft und Nahrung erhalten (Hsu 1965, 96 ff.). Die politische Herrschaft nimmt damit deutlicher als in Teotihuacan Züge jener reinen Form des Patrimonialismus an, bei der der Herr sich im Vollbesitz der Verwaltungsmittel befindet und direkte Kontrolle über seinen Verwaltungsstab ausübt:

"The process that reduced the many Ch'un-ch'iu states, each ruled dividedly by several noble families, to a few states, each governed by one ruling house, increased the authoritarianism of the state and the despotism of the ruler. The ruler had acquired absolute power, for there were no longer noble families that were able to challenge his sovereignty. The feudal stratification disappeared and was replaced by a two-part system of authority: the sovereign above and his subjects below" (Hsu 1965, 94).

Zum andern vollzieht sich auch auf ökonomischem Gebiet ein einschneidender Wandel. Während der Shang- und der westlichen Chou-Dynastie beruhte die Agrarordnung Chinas, wie erwähnt, auf

einem Ramage-System, das die Bauern mit der aristokratischen Oberschicht verband, so daß die adlige Appropriation des Mehrprodukts durch die Verwandtschaftsordnung verdeckt war. Die Dezimierung des alten Klanadels indes bringt nun die Bauern häufig in direkte Abhängigkeit von der Zentralgewalt, so daß ihre Abgaben zu Steuern werden. Gleichzeitig gewähren viele Chan-kuo-Staaten denjenigen Bauern, die brachliegendes Land kultivieren, größere Freiheiten und vergeben Land an verdiente Soldaten, mit der Folge, daß eine breite Schicht bäuerlicher Privateigentümer entsteht. Das System kollektiver Arbeitsleistungen wird durch ein Steuersystem ersetzt, das nicht mehr die alte Klanorganisation zur Grundlage hat, sondern die alleinwirtschaftende Kleinfamilie. Die weitere Entwicklung führt schließlich zu den Reformen des Shang Yang, der als Kanzler von Ch'in Mitte des 4. Jhs. das Privateigentum legalisiert, die bäuerlichen Einzelwirtschaften fördert und damit der alten Agrarverfassung endgültig den Boden entzieht (Lorenz 1977, 29; Hsu 1965, 110 ff.; Gernet 1979, 77).

Die Privatisierung des Bodens schafft die Voraussetzungen für eine tiefgreifende Umwälzung der Sozialstruktur. Bis zum Ende der Ch'un-ch'iu-Ära hatte sich der Austausch vornehmlich auf Luxus- und Prestigegüter beschränkt. Märkte waren gewöhnlich auf engste mit den Palästen der Aristokratie verbunden und unterlagen strengster Reglementierung. Die Städte waren rein politische und kultische Zentren, keine Mittelpunkte des Wirtschaftslebens; die Kaufleute vorwiegend im auswärtigen Handel tätig (Felber 1973, 90 ff., 100, 113, 118). Der Aufstieg des Territorialstaates und die Transformation der Agrarverfassung ermöglichen es nun, diese Schranken zu sprengen. Die wachsende Nachfrage der neuen Potentaten nach Luxusgütern und Waffen, die Aufgabe, die riesigen Armeen zu versorgen, stimulieren den privaten Handel und bewirken eine Vertiefung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Zugleich erlaubt die Konsolidierung größerer befriedeter Regionen in Verbindung mit Verbesserungen im Verkehrswesen und in der Technologie eine Verdichtung der Warenzirkulation, so daß es im 5. Jh. zur Herausbildung des Münzgeldes und zur Entstehung des Kaufmannskapitals kommt.

Die großen Städte verwandeln sich allmählich aus rein zereemoniellen und politischen Zentren in Knotenpunkte des Handels und des Handwerks, deren neuer wirtschaftlicher (und vor allem: fiskalischer) Bedeutung die Fürsten dadurch Rechnung tragen, daß sie ihre Schutzfunktionen erweitern. Die Stadt der westlichen Chou, die gewöhnlich aus einem umwallten Kultzentrum und einem Palast sowie aus verstreuten Siedlungen in der näheren Umgebung besteht, wird durch einen äußeren Wall erweitert, der die Werkstätten und Häuser der Umgebung einschließt (Wheatley 1971, 185 ff.; Hsu 1965, 134 ff.); die Stadt wird in Viertel mit jeweils einem Vorsteher unterteilt, die ihrerseits den Führern des linken bzw. rechten Distrikts unterstehen. Granet unterstreicht die wichtige Rolle, die die neue Schicht der Kaufleute bei der Gründung vieler Städte spielt:

"Eine Synözie besonderer Art bestimmt die Entstehung dieser neuen Städte. Wenn der Fürst nach der Rodung des Buschwalds eine Stadt gründen will, verbündet er sich mit einem Kaufmann, und beide schließen, indem sie für sich und ihre Nachkommen einen Schwur leisten (meng), einen Bündnisvertrag (hsin): Die Kaufleute werden sich nicht gegen die Autorität des Fürsten empören, noch wird der Herrscher ihnen etwas mit Gewalt abkaufen: 'Wenn sie wertvolle Waren mit Gewinn verkaufen', dann wird der Fürst 'keine Kenntnis davon nehmen'. Seit dieser Zeit steht der Macht des Herrschers jene des Vorstehers der Kaufleute gegenüber" (Granet 1980, 108 f.).

Die Macht der Kaufleute, die sich freilich nie, wie später in Westeuropa, zu einer Gegenmacht gegen die fürstliche Autorität entwickelt, vergrößert sich noch dadurch, daß das im Handel gewonnene Kapital in Grundbesitz investiert wird. Die sicherste Kapitalanlage ist in der vorindustriellen Gesellschaft der Boden, und da dieser nicht mehr durch die alte Klanorganisation gebunden ist, kann er zur Ware werden und damit zum Gegenstand eines Akkumulationsprozesses, der die einen reicher und die anderen ärmer werden läßt. Pari passu mit einer neuen, aus Handel und Handwerk stammenden Klasse von Grundbesitzern, die Hsu als "nobles without rank and lords without scepters" bezeichnet (Hsu 1965, 178), entsteht eine Klasse armer und ärmster Bauern, die immer tiefer in die Abhängigkeit von Grundherren, Kaufleuten und Wucherern geraten. Das Ergebnis dieses Prozesses, schreibt Wheatley, ist, daß am Ende der Chan-kuo-Periode eine Schicht landloser Produzenten existiert, die ihre Arbeitskraft an die großen Grundherren verkaufen müssen. "The cycle did not everywhere run its course with the same rapidity, but the trend was universal during the later years of the Contending States, always involving an apparently inevitable progression from a familial lord-and-subject bond, through the contractual lien of creditor and debtor, to the impersonal relationship of master and hired hand" (Wheatley 1971, 134). Da indessen Pächter und Grundherren oftmals Mitglieder der gleichen Sippe sind, die nach wie vor eine wichtige soziale Organisationsform darstellt, bleibt der soziale Konflikt stark verdeckt, wozu im übrigen auch die Tatsache beiträgt, daß der Staat häufig aktiv in die Bodenbesitzverhältnisse eingreift, um der durch die zunehmende Bodenkonzentration verursachten sozialen und ökonomischen Krise entgegenzuwirken (Lorenz 1977, 49, 64 f.). Zu einem Legitimationsverlust der patrimonialen Ordnung, die sich nach 221 v.Chr. zum Imperium ausweitete, ist es in China jedenfalls, im Gegensatz zum Okzident, nicht bzw. erst sehr spät gekommen.

4.2 Der urbane Territorialstaat II: Die Geschlechterpolis (Griechenland)

Der Weg zum urbanen Territorialstaat führt nicht notwendig und unter allen Umständen über die Etappen des konischen Klanstaates und des Prestigegüter-Systems. Unter bestimmten Bedingungen kann, wie im folgenden am Beispiel der griechischen

Frühgeschichte gezeigt werden soll, der Übergang auch von einer devolutionären Variante des Häuptlingstums erfolgen. Um diese, historisch freilich sehr seltene, Sonderentwicklung verstehen zu können, bedarf es der Wiederaufnahme von zwei Argumentationssträngen, die ich weiter oben kurz angedeutet, aber nicht näher ausgeführt habe. Der erste Argumentationsstrang betrifft die Rolle des Handels, insbesondere des Fernhandels, beim Übergang von einer Stufe der sozialen Evolution zur anderen. Als eine entscheidende Voraussetzung für die Transformation einer Gesellschaft hatte sich die Möglichkeit erwiesen, die in Gang gekommene Mobilisierung der politischen, religiösen, demographischen etc. Strukturen durch eine Steigerung der Produktivität zu stützen, die zumeist durch landwirtschaftliche Intensivierung, z.B. durch Bewässerungssysteme, erreicht wurde. Dabei hatte es sich gezeigt, daß unter bestimmten Umständen die Erlangung einer zentralen Position im Fernhandel gleichsam substitutiv für eine Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion eintreten konnte. Allerdings setzte die Existenz eines solchen Fernhandelsnetzes ihrerseits die Existenz eines größeren befriedeten Areals voraus, wie es nur unter dem Schutz eines (oder mehrerer) mächtigen Territorialstaates entsteht.

In Griechenland nun, das aufgrund seiner geologischen und physikalischen Gegebenheiten der landwirtschaftlichen Produktion nur geringe Ausdehnungsmöglichkeiten bietet - das bebaubare Land macht gerade 18 % der Gesamtfläche aus (Chamoux 1966, 28) - in Griechenland hat diese substitutive Funktion des Fernhandels sowohl durch ihr Vorhandensein als auch durch ihr Fehlen mehrere Male entscheidende Weichenstellungen bewirkt. Um die Mitte des zweiten Jahrtausends hatte sich nach dem Niedergang Kretas im Rahmen der mykenischen Kultur eine Reihe urbaner Territorialstaaten herausgebildet, die ihre materielle Grundlage in ausgedehnten Handelsbeziehungen hatten, die von Süditalien und Sizilien bis nach Ägypten und Syrien reichten. Die großen Imperien der Hethiter und des Neuen Reichs in Ägypten bildeten einen relativ befriedeten Raum, in dessen Schutz sich die peripheren Staaten der Ägäis zu prosperierenden Handelszentren entwickeln konnten (Bockisch/Geiß 1973; Chadwick 1979). Aus Gründen, die wir hier nicht untersuchen können, löst sich dieses Staatensystem im 13. und 12. Jh. teils durch innen, teils durch äußeren Druck auf und verschwindet schließlich im Lauf der großen griechischen Völkerverschiebung des 12. Jhs. gänzlich. Die gewaltigen Paläste und Burgen von Mykene, Pylos und Tiryns werden zerstört oder aufgegeben, das komplexe, an die sumerischen Stadtstaaten erinnernde System der Palastwirtschaften verschwindet spurlos, ebenso die Verwaltungsorganisation, die Schrift und die materielle Kultur der Elite. Schachermeyer spricht von einer "Katastrophe, die selbst den Zusammenbruch der römischen Zivilisation in der Völkerwanderungszeit in den Schatten stellte" (Schachermeyer 1978, 72).

Gleichzeitig verändert sich die politische Struktur des östlichen Mittelmeerraums, die die Blüte der mykenischen Handelsstaaten ermöglicht hatte. Um das Jahr 1100 bricht das Neue Reich in Ägypten zusammen und wird zum Opfer libyscher und äthiopischer Invasionen. Das Hethiterreich existiert seit et-

wa 1180 nicht mehr, die großen Handelsposten an der syrisch-palästinischen Küste werden von semitischen Wüstenstämmen wie den Habiru und den Aramäern erobert, und auch das mittelassyrische Reich hat Mühe, sich zu behaupten. "Virtually everywhere in the Fertile Crescent the civilized superstructure tottered, and society sank into the era of abject poverty and localism which archaeologists call the Early Iron Age" (Starr 1961, 59). Für fast drei Jahrhunderte wird die ägäische Welt auf sich selbst zurückgeworfen und von jenem intensiven Austausch mit dem Orient und dem Westen abgeschnitten, der die Grundlage der mykenischen Kultur gebildet hatte.

Für die verschiedenen Völkerschaften, die sich nach dem Ende der großen Wanderungen noch weitgehend auf tribaler Stufe befinden, bedeutet dies, daß die Rahmenbedingungen eine Anknüpfung an die mykenische Kultur nicht erlauben. Zwar bleibt die Erinnerung an die großen Palastwirtschaften lebendig, wie die homerischen Epen bezeugen; und was landwirtschaftliche und handwerkliche Technik betrifft, so bleibt das Niveau der vorangegangenen Periode durchaus erhalten, ja steigert sich sogar, da zunehmend Eisen in Gebrauch kommt (Lencman 1966, 207). Desungeachtet ist die produktive Basis für eine Wiederholung der evolutionären Sequenzen nach mykenischem Muster zu schmal. Die griechische Welt bleibt über Jahrhunderte hinweg isoliert, bis im 8. Jh. die politische Stabilisierung des Nahen Ostens durch das Neuassyrische Imperium einen Wiederaufschwung des Fernhandels ermöglicht, an dem neben den Phöniziern von Anfang an auch die Griechen führend beteiligt sind (Starr 1977, 25 f.; Snodgrass 1971, 332 ff.).

Die im Vergleich zur mykenischen Kultur völlig veränderten Rahmenbedingungen, unter denen sich das archaische Griechenland entfaltet, legen den Rückgriff auf einen zweiten Argumentationsstrang nahe, der sich bei der Untersuchung des Übergangs vom Häuptlingstum zum konischen Klanstaat ergeben hatte. In Gesellschaften, in denen die Umweltbedingungen keine nennenswerte Steigerung der Surplusproduktion erlauben, so lautete die dort entwickelte These, schlägt die Dynamik des Häuptlingstums in eine Devolution um: die Bevölkerungszunahme führt zu Landverknappung und Bodenverschlechterung, die Konkurrenz zwischen den einzelnen Klans und Lineages nimmt zu und verhindert die Entstehung eines konischen Klanstaates, der auf der Monopolisierung der imaginären Produktionsbedingungen beruht. Die Ansätze zu einer Monopolbildung auf theokratischer Basis brechen zusammen und anstelle des zentralisierten Häuptlingstums tritt eine Grundaristokratie, die sich in ständigen Kriegen und Fehden zerfleischt; wofern es zur Bildung vertikaler Machtstrukturen kommt, beruhen diese nicht allein auf dem Mechanismus der Rangvergesellschaftung, sondern zunehmend auf der Verfügungsgewalt über strategische Ressourcen. Der Übergang zum Stratifikationsprinzip kann somit nicht nur das Ergebnis der oben geschilderten Sequenz sein, die vom Häuptlingstum über den konischen Klanstaat und das Prestigegüter-System zum urbanen Territorialstaat führt, sondern ebenso sehr das Ergebnis einer Devolution des Häuptlingstums, die zu einer Zerstörung der konischen Struktur und einer individuellen Appropriation von Ressourcen und Rechten führt (s.o. S. 187; Friedman 1975, 189 f.).

Genau dieser Vorgang scheint sich im archaischen Griechenland abgespielt zu haben. Nach einer Zeit der Wirren, über die nur wenig bekannt ist, scheinen sich die griechischen Stämme im Laufe des 11. Jhs. konsolidiert zu haben. Neuerungen wie die protogeometrische Keramik, Veränderungen in den Grabbeigaben und vor allem der Beginn der Siedlungsbewegung nach Kleinasien deuten darauf hin, daß möglicherweise schon in dieser Zeit, vollends aber in der zweiten Hälfte des 10. Jhs., die Stammesgesellschaften einen devolutionären Prozeß erleben (Lencman 1966, 203 ff., 226 ff.; Snodgrass 1971, 327 ff., 402 ff.). Die homerischen Epen, die in der zweiten Hälfte des 8. Jhs. entstanden sein dürften, zeigen jedenfalls eine bereits stark differenzierte Gesellschaft, die von einer aristokratischen Oberschicht regiert wird und in zahllose kleine und kleinste Herrschaftsbereiche zersplittert ist, eine Welt, die zwar vereinheitlichende Instanzen wie Religion und Monarchie kennt, jedoch in einer gänzlich anderen Form, als wir sie bisher kennengelernt haben: im archaischen Griechenland, so hat es Finley treffend ausgedrückt, ist der Adel vor der Monarchie da, logisch, historisch und soziologisch, und auch die Religion ist aristokratisch: die antike Religion der Frühzeit, heißt es bei Fustel des Coulanges, "hatte einen rein häuslichen Charakter" (Finley 1979, 86; Fustel de Coulanges 1981, 53).

Wohl sehen wir in der Ilias die großen Adelsgeschlechter Griechenlands zu einem großen Heer unter der Führung eines Oberherren vereint, der über beträchtliche Kompetenz verfügt. Nestor redet Agamemnon als 'Völkerfürst' an, dem Zeus selber Zepter und Gesetz verliehen habe (IX, 96 ff.); er gebietet über 'viele Völkerschaften' und ist offensichtlich in der Lage, wie die Versöhnungsbotschaft an Achilles dokumentiert, ganze Städte zu verschenken (IX, 149 ff.). Er hat das Recht, allein Entscheidungen zu treffen und diese gegen den Willen der Heeresversammlung (agora) und des Ältestenrates (boule) durchzusetzen, wie der Streit um die gefangene Chryseis zeigt (I, 22-25, 376 ff.).

Dennoch wäre es unangemessen, Agamemnon mit dem mykenischen 'wanax' gleichzusetzen, der über eine ausgedehnte Palastwirtschaft und eine theokratische Herrschaftslegitimation nach Art der sumerischen Stadtkönige verfügte (vgl. Snodgrass 1971, 387; Deger 1970, 47 f. sowie Thomas 1966, 388 ff. gegen Webster 1960, 146 ff.). Lencman hat in einem detaillierten Überblick über die archäologische Forschung nachgewiesen, daß die Paläste der homerischen Herrscher von Anlage und Umfang her nicht im entferntesten an die mykenischen Königswirtschaften heranreichten, so daß Homers Schilderung offensichtlich auf einer Projektion mykenischer Elemente in die Welt des Trojanischen Krieges beruht (Lencman 1966, 241, 264; ähnlich Arnheim 1977, 35). Außerdem gibt der Text der Epen selbst zahlreiche Hinweise, die kaum in das Bild eines theokratischen Herrschers passen. So ist Agamemnon persönlich für Erfolg und Mißerfolg seines Heeres verantwortlich, sein Rang und seine Stellung hängen ab von der persönlichen

Bewährung, die er nicht zuletzt auf dem Schlachtfeld zu erbringen hat (VII, 161 f., 180; XXIII, 886 ff.); ein Held wie Odysseus kann ihn tadeln und auffordern, zu schweigen (XIV, 90 ff.), ein anderer wie Diomedes ihm sein "törichtes Wort bestreiten" und ihn mangelnder Tapferkeit beschuldigen (IX, 32). Das Heer tritt nach Stämmen getrennt und von einzelnen Königen geführt an, die alles andere als Unterfeldherrn oder bloße Befehlsempfänger sind. Könige wie Nestor und Idomeneus, die gleich Agamemnon den Titel 'anax' tragen, folgen dem Herrscher nicht aufgrund einer qua Institution gegebenen Verpflichtung zur Heerfolge, sondern aus freiem Entschluß (IV, 266 ff.; vgl. Deger 1970, 109 ff.).

Viele Interpreten schließen aus diesen und ähnlichen Stellen, daß die Differenz zwischen König und Adel nicht besonders groß war, und daß, wenn man schon mykenische Strukturen zum Vergleich heranzieht, nicht der 'wanax' das eigentliche Vorbild ist, sondern der lokale Führer, 'pa2-si-re-u', bei dem nach dem Zusammenbruch des bürokratischen Staatsapparates die Lenkung und Verwaltung der lokalen Stammesgemeinwesen lag (Lencman 1966, 237; Thomas 1966, 393; Starr 1961, 126; Andreev 1979, 379). Die beträchtlichen Prärogativen, über die Agamemnon während des Trojanischen Krieges gebot, entsprängen dann nicht der Machtfülle eines über das Monopol an den imaginären Produktionsbedingungen verfügenden Autokraten, sondern der Ausnahmesituation einer militärischen Operation, die eine Konzentration der Entscheidungsgewalt erforderlich machte. Das homerische Königtum, folgert Hasebroek denn auch, ist ein Heerkönigtum, "d.h. ein Königtum, das mächtig nur im Kriege ist, im Frieden aber von geringer Macht. Der König ist Heerführer und höchstens Richter der Gemeinde, wobei die Adligen am Gericht beteiligt sind, Vertreter den Göttern und Menschen gegenüber, mit Königsland ausgestattet. Dem Heerkönig gegenüber sind seine Vasallen mit ihren Kontingenten zur Heeresfolge verpflichtet und in der Heeresversammlung, die neben dem König steht, hat der König die Entscheidung. Denn die Großen der Ilias treten nicht als bloße Adlige auf, sondern als Vasallen mit eigenen Kontingenten, die dem König mächtig gegenüberstehen. Im Friedenszustand dagegen - wie es uns in der Odyssee entgegentritt - sinkt dieser Oberkönig mehr und mehr zu einem primus inter pares unter seine einstigen Vasallen herab, die ihn jetzt nicht mehr brauchen und deren sich bald jeder selbst 'König' nennt" (Hasebroek 1966, 10; vgl. Weber, WuG 553; Deger 1970, 53).

Unter der Oberfläche anachronistischer Reminiszenzen der mykenischen Kultur offenbaren die homerischen Epen das Bild einer Gesellschaft, deren politische und soziale Struktur durch eine tiefverwurzelte 'Polyarchie' geprägt ist. Die ständigen kriegerischen Auseinandersetzungen während der Wanderzeit haben zwar zur Ausdifferenzierung und Institutionalisierung der Rolle eines militärischen Führers geführt, dem zweifellos bestimmte politische und ökonomische Privilegien gewährt wurden: etwa

das Recht, als erster seinen Anteil an der Beute zu wählen, das Recht auf Nutznießung eines besonderen Landstückes (temenos), das die Gemeinschaft zur Verfügung stellt, das Recht auf Tribute und Geschenke oder auf militärische Gefolgschaft - Privilegien also, wie wir sie als typische Attribute des Häuptlingstums kennengelernt haben (vgl. Finley 1979, 98 f.; zum 'temenos' vgl. Richter 1974, 9 f.).

Trotz dieser Vorrechte aber gelingt es den 'basileis' nicht, ihre Führungsfunktionen zu einer Monopolstellung auszubauen - nicht weil sie, wie manche Interpreten glauben, Teile ihrer Macht an Adlige delegieren und auf diese Weise einen 'Feudalisierungsprozess' einleiten, sondern weil sie erst gar nicht in eine Position gelangen, die eine solche Delegation möglich macht. Wenn Alkinoos im achten Gesang der Odyssee die politische Struktur der Phäaken mit den Worten beschreibt: "Zwölf angesehene Könige walten in dem Volk als König, der dreizehnte aber bin ich selber" (VIII, 390 ff.), so trifft er damit präzise jene Form der Vielherrschaft, die für die meisten homerischen Poleis kennzeichnend gewesen sein dürfte (Andreev 1979, 379). Es ist eine Welt zersplitterter und allenfalls durch gemeinsame Beutezüge vereinter Stammesgemeinschaften, die von adligen Geschlechtern dominiert werden, eine Welt, die nicht durch übergreifende 'konische' Klanstrukturen integriert wird, vielmehr einen starken partikularistischen, ja individualistischen Grundzug aufweist. Wohl finden wir im archaischen Griechenland die bekannten Formen segmentärer Organisationen, wie z.B. die Phylen und Phratrien, die S.C. Humphreys als patrilineare Klans und Subklans identifiziert hat (Humphreys 1978, 195). Diese Verbände setzen sich jedoch nicht, wie in anderen segmentären Gesellschaften, aus Lineages zusammen, sondern aus einzelnen Haushalten und Assoziationen, die ihre Mitglieder nach höchst unterschiedlichen Kriterien personaler, territorialer, religiöser und militärischer Art rekrutieren (vgl. ebenda; Hasebroek 1966, 90 ff.). So wichtig diese Verbandsformen sind - ein Mann ohne Phratric ist für Homer 'ohne Recht und Herd' und steht außerhalb der Gemeinde (Ilias IX, 63) - so sehr handelt es sich doch um lockere Konföderationen einzelner Haushalte, die sich um mächtige Adlige gruppieren. Nicht die gemeinsame Verehrung eines Ahnen hält diese Konföderationen zusammen, sondern die auf der Stärke des Hauses und der Familie gegründete Macht des führenden Adligen (Finley 1979, 97); nicht Religion oder tribale Solidarität ist das Band dieser Gesellschaft, sondern die faktische Effizienz einer Aristokratie, deren Macht weniger auf Pietätsbeziehungen beruht als auf konkreter ökonomischer Überlegenheit (Spahn 1977, 47). Thukydides kommt dem Wesen der auf dieser Basis allein möglichen politischen Synthesis wohl am nächsten, wenn er hervorhebt, daß Agamemnon das griechische Heer für den Zug nach Troja "durch Furcht, nicht durch Freundschaft" zusammengebracht habe, "und weil er auch zur See stärker geworden war als die andern" (Thukydides, I, 9).

Als die griechische Welt im 8. Jh. aus ihrer Isolation heraustritt und im Fernhandel wieder eine ökonomische Basis gewinnt, die es ihr erlaubt, über die von der natürlichen Umwelt und dem Stand der landwirtschaftlichen Technik gesetzten Schran-

ken hinauszuwachsen, sind daher die Weichen gegen eine Entwicklung zum bürokratischen Stadtkönigtum bereits gestellt. In den zahllosen Lokalfehden, den Kämpfen um Acker- und Weideland, den großen Raubzügen und Kolonisationsunternehmungen hat der Adel eine solche politische und ökonomische Macht akkumuliert, daß das Königtum zu einem Schattendasein verurteilt ist. Während es im Orient, nach der These von Max Weber, dem patrimonialen Königtum gelingt, die Trennung der Soldaten von den Kriegsbetriebsmitteln und die militärische Wehrlosigkeit der Untertanen durchzusetzen, bleibt in Griechenland das Prinzip der Selbstequipierung der Heere und damit die Eigenmacht des Adels erhalten (Weber, WuG, 542). Der Adel besitzt die Pferde, die für die Technik des Wagenkampfes unentbehrlich sind; er besitzt die Schiffe, mit denen die verschiedenen Unternehmungen auf See durchgeführt werden; er besitzt die großen Herden und einen ständig größer werdenden Anteil am Ackerland; und er verfügt schließlich über die Arbeitsleistungen höriger Bauern, die einen Teil ihrer Erträge an ihn abführen müssen (Lotze 1959).

Auf dieser Grundlage entwickelt der Adel einen spezifischen Lebensstil und Formen des Zusammenlebens, die dem Königtum kaum noch einen Spielraum lassen. Der Adel siedelt - wie freilich auch viele Bauern - in der Polis, die sich zunächst lediglich durch Befestigungsanlagen vom umliegenden Land unterscheidet, allmählich aber zum politischen Kristallisationspunkt wird (Spahn 1977, 31); er grenzt sich zusehends von nichtadligen Schichten ab und drückt den Nichtadel innerhalb der Polis zur völligen Bedeutungslosigkeit herab; und er bindet das Bürgerrecht an die Mitgliedschaft in den von ihm geführten Wehr-, Speise- und Kultgemeinschaften, die den eigentlichen Kern der Polis bilden (Weber, WuG, 554). So entsteht jene Variante des urbanen Territorialstaates, die Max Weber und Johannes Hasebroek als 'Geschlechterpolis' bezeichnet haben: eine "Siedlungsgemeinschaft von Kriegerern, die in Phylen, Phratrien, Geschlechter gegliedert ist, denen jetzt jeder angehören muß, um auch Mitglied der Stadt zu sein" (Hasebroek 1966, 156; Weber, WuG, 557).

In Korinth macht schon im 8. Jh. das Königtum der Herrschaft der Bakchiaden Platz, die ihre Herkunft allerdings noch vom letzten König ableiten. In Mytilene erobern die Penthiliden die Macht, in Erythrä und Ephesus die Basiliden, in Epirus die Chaonen, in Theben die Sparten, von denen später Epameinondas seine Abstammung herleitet. Anfang des 7. Jhs. nimmt bei den opuntischen Lokrern die Körperschaft der 'Tausend' eine führende Stellung ein, ähnliche Körperschaften entstehen in Croton, Rhegium und Akragas, in Cyme und im pontischen Heraclea (Arnheim 1977, 55 f.). Überall tauchen reguläre Ämter auf, Ratskollegien und andere politische Gremien, die die Macht der Könige erst beschränken und dann ganz beseitigen. In Athen wird das Amt des Königs, das ursprünglich auf Lebenszeit verliehen wurde, nach Darstellung von Aristoteles erst auf die Dauer von zehn Jahren, später auf die Dauer von einem Jahr begrenzt; schließlich wird das Königtum gänzlich in seine Bestandteile zerlegt, indem die

religiös-kultischen Funktionen dem 'basileus', die militärischen Funktionen dem 'polemarchos' und die Verwaltungs- und Rechtsprechungsfunktionen den 'archontes' zugewiesen werden (Fustel de Coulanges 1981, 329 ff.).

Die politische und soziale Dynamik, die die weitere Entwicklung der Geschlechterpolis rhythmisiert, kann hier nicht mehr verfolgt werden: die ständigen Geschlechterfehden, der chronische Kriegszustand zwischen den einzelnen Poleis, die Verschuldung und Verknechtung der Bauernschaft, die Entstehung der Tyrannis und schließlich der politische Aufstieg des Demos, der nach Weber die Transformation der Geschlechterpolis in die 'Plebejerstadt' einleitet (Weber, WuG, 561 ff.). Immerhin läßt sich von den bereits herausgearbeiteten Strukturen her erkennen, wodurch diese Dynamik bestimmt ist und worin sie sich von der patrimonialen Variante des urbanen Territorialstaates unterscheidet. Was die Geschlechterpolis vom bürokratischen Stadtkönigtum trennt, ist nicht die Tatsache, daß die Verfügung über die strategischen Ressourcen in den Händen einer sozialen Minderheit liegt, denn die private Appropriation des Reichtums ist hier wie dort vorherrschend. Was sie trennt, ist vielmehr, daß in der patrimonialen Variante der Gegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden teils durch die Fortexistenz von Klanstrukturen, teils durch die politische und ökonomische Prädominanz der bürokratischen Monarchie verdeckt ist, welche letztere immer wieder - wie das Beispiel der Reformen Urukaginas in Sumar oder Wang Mangs in China zeigt - in den sozialen Prozeß interveniert und sich bemüht, die Auswirkungen des Stratifikationsmechanismus zu mildern; wohingegen in der Geschlechterpolis der Gegensatz direkt und unvermittelt hervortritt.

Während der griechische Adel nicht anders als der chinesische oder mesopotamische den Grund und Boden in seinen Händen konzentriert und die Bauern zu Hörigen herabdrückt, ist er aufgrund der Tatsache, daß er politisch die herrschende Instanz ist, der praktischen Kritik viel unmittelbarer ausgesetzt als seine Standesgenossen im patrimonialen Territorialstaat. Die Radikalität, mit der er alle übergreifenden gesellschaftlichen Institutionen wie Königtum oder Tempel seiner Kontrolle unterwirft, bewirkt eine entsprechende Radikalität des Gegenstands: im 7. Jh., als die Ungleichheit skandalöse Ausmaße angenommen hat, fordern die Bauern in Attika nicht nur die 'seisachtheia', d.h. die Aufhebung der Schuldknechtschaft, sondern auch die 'isomoiria', d.h. die gleichförmige Aufteilung des Bodens (Will 1977, 112). Obgleich die Solonischen Reformen nur den ersten Teil dieser Forderungen verwirklichen, sind die Folgen dieser Maßnahmen umwälzend genug. Um seine ökonomische Stellung zu bewahren, muß der Adel einen beträchtlichen Teil seiner politischen Privilegien aufgeben und den Weg für eine Neugestaltung der Polis öffnen, die die Beziehungen zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft auf geschriebene Normen gründet, die der willkürlichen Auslegung durch Einzelpersonen entzogen sind - ein bedeutender Schritt hin zum Prinzip der 'anstaatsmäßigen Vergesellschaftung', das nach Weber gleichzeitig der Kern des 'rationalen Staates' und die institutionelle Voraussetzung dafür ist, daß sich der Mechanismus der Stratifi-

kation ungehemmt durch 'materiale' Organisationsformen entfalten kann. Die griechisch-römische Antike, die am Ende wieder in die Bahnen des patrimonialen Imperiums einmündet, hat dieses Prinzip nur ansatzweise realisieren können. Sie hat es jedoch in einigen Bereichen des Rechts und der Verwaltung so weit entfaltet, daß spätere Gesellschaften, die unter anderen Rahmenbedingungen antraten, es aufnehmen und weiterentwickeln konnten.

Literatur

- Adams, R.E.W. (Hrsg.), 1977: The Origins of Maya Civilization, Albuquerque
- ders., 1977a: Prehistoric Mesoamerica, Boston
- Alexandre, P. (Hrsg.), 1973: French Perspectives in African Studies, London
- Andreev, Juri V., 1979: Könige und Königsherrschaft in den Epen Homers, in: Klio, Bd. 61, 361-384
- Arnheim, M.T.W., 1977: Aristocracy in Greek Society, London
- Bloch, Maurice (Hrsg.), 1975: Marxist Analyses and Social Anthropology, London
- Bockisch, Gabriele/Geiß, Heinz, 1973: Beginn und Entwicklung der mykenischen Staaten, in: Herrmann/Sellnow, 1973, 104-122
- Bodde, Derek, 1956: Feudalism in China, in: R. Coulborn (Hrsg.): Feudalism in History, Princeton, N.J., 49-92
- Bohannan, Laura und Paul, 1953: The Tiv of Central Nigeria, London
- Bonté, Pierre, 1979: Pastoral Production, Territorial Organisation and Kinship in Segmentary Lineage Societies, in: P.C. Burnham/R.F. Ellen (Hrsg.): Social and Ecological Systems, London - New York - San Francisco, 203-234
- ders., 1981: Marxist Theory and Anthropological Analysis: The Study of Nomadic Pastoralist Societies, in: J.S. Kahn/J.R. Llobera (Hrsg.): The Anthropology of Pre-Capitalist Societies, London-Basingstoke, 22-56
- Breuer, Stefan, 1982: Die Entstehung des Staates als Problem der Politischen Anthropologie, in: Neue Politische Literatur, Bd. XXVII, 5-20
- Cajanov, A.V., 1923: Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft, Berlin
- Chadwick, John, 1979: Die mykenische Welt, Stuttgart
- Chamoux, François, 1966: Griechische Kulturgeschichte, München - Zürich

- Chang, Kwang-chih, 1968: The Archaeology of Ancient China, New Haven
- ders., 1976: Early Chinese Civilization: Anthropological Perspectives, Cambridge/Mass.
- ders., 1980: Shang Civilization, New Haven
- Chang, Tsung-tung, 1971: Der Kult der Shang-Dynastie im Spiegel der Orakelinschriften: Eine paläographische Studie zur Religion im archaischen China, Wiesbaden
- Claessen, Henry J.M./Skalnik, Peter (Hrsg.), 1978: The Early State, The Hague - Paris - New York
- Clastres, Pierre, 1976: Staatsfeinde. Studien zur politischen Anthropologie, Frankfurt
- Coe, Michael D., 1965: A Model of Ancient Community Structure in the Maya Lowlands, in: Southwestern Journal of Anthropology, vol. 21, 97-114
- ders., 1977: Die Maya, Bergisch-Gladbach
- ders., 1977a: Olmec and Maya: A Study in Relationships, in: Adams, 1977, 183-196
- Cowgill, George L., 1974: Quantitative Studies of Urbanization at Teotihuacan, in: Hammond, 1974, 363-396
- Creel, H.G., 1970: The Origins of Statecraft in China, vol. I: The Western Chou Empire, Chicago
- Culbert, T.P. (Hrsg.), 1973: The Classic Maya Collapse, Albuquerque
- ders., 1977: Early Maya Development at Tikal, Guatemala, in: Adams, 1977, 27-44
- ders., 1977a: Maya Development and Collapse: An Economic Perspective, in: Hammond, 1977, 510-531
- Dalton, George (Hrsg.), 1967: Tribal and Peasant Economies, Garden City, New York
- Deger, Sigrid, 1970: Herrschaftsformen bei Homer, Wien
- Dupré, Georges/Rey, Pierre Philippe, 1978: Reflections on the Relevance of a Theory of the History of Exchange, in: D. Seddon (Hrsg.): Relations of Production. Marxist Approaches to Economic Anthropology, London, 171-208
- Durkheim, Emile, 1981: Die elementaren Formen des religiösen Lebens, Frankfurt
- Eberhard, Wolfram, 1980: Geschichte Chinas. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 3., erw. Aufl., Stuttgart
- Eder, Klaus (Hrsg.), 1973: Die Entstehung von Klassengesellschaften, Frankfurt
- Eifler, Rudolf, 1977: Vorkapitalistische Klassengesellschaft und aufsteigende Folge von Gesellschaftsformationen im Werk von Karl Marx, in: U. Jaeggi/A. Honneth (Hrsg.): Theorien des historischen Materialismus, Frankfurt, 119-144

- Eisenstadt, S.N., 1956: From Generation to Generation, London
- Ekholm, Kajsa, 1972: Power and Prestige: The Rise and Fall of the Kongo Kingdom, Uppsala
- Felber, Roland, 1973: Die Entwicklung der Austauschverhältnisse im alten China (Ende 8. Jh. bis Anfang 5. Jh.v.u.Z.), Berlin
- Finley, Moses I., 1979: Die Welt des Odysseus, München
- Firth, Raymond, 1936: We, the Tikopia, New York
- Fortes, Meyer, 1969: Kinship and the Social Order, Chicago
- ders., 1973: Die Struktur unilinearer Deszendenzgruppen, in: Eder, 1973, 272-287
- ders., 1978: Pietas bei der Verehrung der Ahnen, in: Kramer/Sigrist, 1978, Bd. 2, 197-232
- Franke, Herbert/Trauzettel, Rolf, 1968: Das chinesische Kaiserreich, Fischer-Weltgeschichte, Bd. 19, Frankfurt
- Fried, Morton H., 1957: The Classification of Corporate Unilineal Descent Groups, in: The Journal of the Royal Anthropological Institute, Vol. 87, 1-29
- ders., 1967: The Evolution of Political Society, New York
- Friedman, Jonathan, 1975: Tribes, States, and Transformations, in: Bloch, 1975, 161-202
- ders./Rowlands, M.J., 1977: Notes towards an Epigenetic Model of the Evolution of 'Civilisation', in: dies. (Hrsg.): The Evolution of Social Systems, Gloucester, 201-276
- Fustel de Coulanges, Numa Denis, 1981: Der antike Staat, Stuttgart
- Gernet, Jacques, 1979: Die chinesische Welt. Die Geschichte Chinas von den Anfängen bis zur Jetztzeit, Frankfurt
- Gifford, James C., 1974: Recent Thought Concerning the Interpretation of Maya Prehistory, in: Hammond, 1974, 77-98
- Gluckman, Max, 1968: Politics, Law and Ritual in Tribal Society, Chicago
- Godelier, Maurice, 1969: La notion de 'mode de production asiatique' et les schémas marxistes d'évolution des sociétés, in: Centre d'études et des recherches marxistes: Sur le 'mode de production asiatique', Paris, 47-100
- ders., 1977: Economy and Religion: An Evolutionary Optical Illusion, in: Friedman/Rowlands, 1977, 3-1
- ders., 1978: Infrastructures, Societies, and History, in: Current Anthropology, Vol. 19, 763-768
- ders., 1978a: L'appropriation de la nature. Territoire et propriété dans quelques formes des sociétés précapitalistes, in: La Pensée, no. 198, 7-50
- Goldman, Irving, 1970: Ancient Polynesian Society, Chicago
- Goody, Jack, 1962: Death, Property, and the Ancestors, Stanford

- Granet, Marcel, 1952: La féodalité chinoise, Oslo
- ders., 1980: Die chinesische Zivilisation. Familie. Gesellschaft. Herrschaft, München
- Hammond, Norman (Hrsg.), 1974: Mesoamerican Archaeology: New Approaches, London
- ders., 1974a: The Distribution of Late Classic Maya Major Ceremonial Centres in the Central Area, in: Hammond, 1974, 313-334
- ders. (Hrsg.), 1977: Social Process in Maya Prehistory. Studies in Honor of Sir Eric Thompson, London - New York - San Francisco
- ders., 1977a: The Early Formative in the Maya Lowlands, in: Hammond, 1977, 77-101
- ders./Willey, G.R. (Hrsg.), 1979: Maya Archaeology and Ethnohistory, Austin
- Hasebroek, Johannes, 1966: Griechische Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte bis zur Perserzeit, Hildesheim (Repr.d.Ausg. Tübingen, 1931)
- Haviland, W.A., 1970: Tikal, Guatemala and Mesoamerican Urbanism, in: World Archaeology, vol. 2, 186-198
- Herrmann, Joachim/Sellnow, Irmgard (Hrsg.), 1973: Beiträge zur Entstehung des Staates, Berlin (DDR)
- Hindess, Barry/Hirst, Paul Q., 1975: Pre-Capitalist Modes of Production, London
- dies., 1977: Mode of Production and Social Formation, London
- Homer: Die Ilias. Nach der Übertragung von J.H. Voss, München, 1961
- ders.: Die Odyssee. Deutsch von W. Schadewaldt, Hamburg, 1972
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W., 1947: Dialektik der Aufklärung, Amsterdam
- Hrouda, Barthel, 1971: Handbuch der Archäologie: Vorderasien I, München
- Hsu, Cho-yun, 1965: Ancient China in Transition: An Analysis of Social Mobility, Stanford
- Humphreys, S.C., 1978: Anthropology and the Greeks, London
- Katz, Friedrich, 1975: Vorkolumbische Kulturen. Die großen Reiche des alten Amerika, Essen
- Keightley, David N., 1978: The Religious Commitment: Shang Theology and the Genesis of Chinese Political Culture, in: History of Religions, vol. 17, 211-225
- Kirchhoff, Paul, 1959: The Principles of Clanship in Human Society, in: M.H. Fried (Hrsg.): Readings in Anthropology, vol. II, New York, 260-270
- Kramer, Fritz/Sigrist, Christian (Hrsg.), 1978: Gesellschaften ohne Staat, 2 Bde., Frankfurt

- Leach, Edmund, 1954: Political Systems of Highland Burma, Boston
- Lee, Richard/de Vore, Irven (Hrsg.), 1968: Man the Hunter, Chicago
- Lencman, J.A., 1966: Die Sklaverei im mykenischen und homerischen Griechenland, Wiesbaden
- Lévi-Strauss, Claude, 1970: Traurige Tropen, Köln - Berlin
- ders., 1974: Einleitung in das Werk von Marcel Mauss, in: Mauss, 1974, Bd. I, 7-42
- ders., 1981: Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft, Frankfurt
- Lorenz, Richard, 1977: Die traditionale chinesische Gesellschaft. Eine Interpretation sowjetischer Forschungsergebnisse, in: ders. (Hrsg.): Umwälzung einer Gesellschaft. Zur Sozialgeschichte der chinesischen Revolution (1911-1949), Frankfurt, 11-93
- Lotze, Detlef, 1959: Metaxy eleytheron kai doylon. Studien zur Rechtsstellung unfreier Landbevölkerungen in Griechenland bis zum 4. Jh. v.Chr., Berlin (DDR)
- Lowe, Gareth W., 1977: The Mixe-Zoque as Competing Neighbors of the Early Lowland Maya, in: Adams, 1977, 197-248
- Lowie, Robert H. 1949: Primitive Society, New York
- Maine, Henry Sumner, 1970: Ancient Law, Gloucester/Mass.
- Malinowski, Bronislaw, 1961: Argonauts of the Western Pacific, New York
- ders., 1973: Magie, Wissenschaft und Religion und andere Schriften, Frankfurt
- ders., 1981: Korallengärten und ihre Magie, Schriften Bd. 3, Frankfurt
- Marcus, Joyce, 1976: Emblem and State in the Classic Maya Lowlands: An Epigraphic Approach to Territorial Organization, Washington D.C.
- Marx, Karl, 1974: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin (DDR)
- ders./Engels, Friedrich: Werke (MEW), Berlin (DDR)
- Mauss, Marcel, 1974: Soziologie und Anthropologie, 2 Bde., München
- Medick, Hans, 1978: Die protoindustrielle Familienwirtschaft, in: Kriedte, P./Medick, H./Schlumbohm, J.: Industrialisierung vor der Industrialisierung, Göttingen, 90-154
- Meillassoux, Claude, 1964: Anthropologie économique des Gouro de Côte d'Ivoire, Paris - The Hague
- ders., 1973: On the Mode of Production of the Hunting Band, in: Alexandre, 1973, 187-203

- ders., 1973a: Versuch einer Interpretation des Ökonomischen in den archaischen Subsistenzgesellschaften, in: Eder, 1973, 31-68
- ders., 1976: Die wilden Früchte der Frau, Frankfurt
- Millon, Rene F., 1974: The Study of Urbanism at Teotihuacan, Mexico, in: Hammond, 1974, 335-362
- ders., 1976: Social Relations in Ancient Teotihuacan, in: Eric R. Wolf (Hrsg.): The Valley of Mexico. Studies in Pre-Hispanic Ecology and Society, Albuquerque, 205-248
- Morgan, Lewis H., 1976: Die Urgesellschaft, Repr.d.Ausg. Stuttgart, 1908, Lollar/Lahn
- Nash, Manning, 1966: Primitive and Peasant Economic Systems, San Francisco
- Newell, W.H. (Hrsg.), 1976: Ancestors, The Hague - Paris
- Oetzel, Klaus-Dieter, 1978: Wertabstraktion und Erfahrung. Über das Problem einer historisch-materialistischen Erkenntniskritik, Frankfurt
- Parin, Paul/Morgenthaler, Fritz/Parin-Matthey, Goldy, 1972: Die Weißen denken zuviel, München
- Parsons, Lee A., 1978: The Peripheral Coastal Lowlands and the Middle Classic Period, in: Pasztory, 1978, 25-34
- Pasztory, E. (Hrsg.), 1978: Middle Classic Mesoamerica A.D. 400-700, New York
- dies., 1978a: Historical Synthesis of the Middle Classic Period, in: Pasztory, 1978, 3-22
- dies., 1978b: Artistic Traditions of the Middle Classic Period, in: Pasztory, 1978, 108-142
- Paulme, Denise, 1973: Blood Pacts, Age Classes and Castes in Black Africa, in: Alexandre, 1973, 73-95
- Polanyi, Karl, 1966: Dahomey and the Slave Trade, Seattle
- ders., 1978: The Great Transformation, Frankfurt
- ders., 1979: Ökonomie und Gesellschaft, Frankfurt
- Politische Ökonomie, Bd. 1: Vorkapitalistische Produktionsweisen, hrsg. von der Parteihochschule beim ZK der KPdSU, Berlin (DDR) 1976
- Puleston, Dennis E., 1974: Intersite Areas in the Vicinity of Tikal and Uaxactun, in: Hammond, 1974, 303-312
- Quirarte, Jacinto, 1977: Early Art Styles of Mesoamerica and Early Classic Maya Art, in: Adams, 1977, 249-283
- Radcliffe-Brown, A., 1922: The Andaman Islanders, Cambridge
- Rathje, William L., 1971: The Origin and Development of Lowland Classic Maya Civilization, in: American Antiquity, vol. 36, 275-285
- ders., 1973: Classic Maya Development and Denouement: A Research Design, in: Culbert, 1973, 405-454

- ders./Molloy, J.P., 1974: Sexploitation among the Late Classic Maya, in: Hammond, 1974, 431-444
- ders., 1977: The Tikal Connection, in: Adams, 1977, 373-382
- Redfield, Robert, 1956: Peasant Society and Culture, Chicago
- Rey, Pierre Philippe, 1971: Colonialisme, Néo-colonialisme et transition au Capitalisme, Paris
- ders., 1977: Contradictions de classe dans les sociétés lignagères, in: Dialectiques 21, 116-133
- Richter, W., 1974: Die Landwirtschaft im homerischen Zeitalter, Archaeologica Homerica, Bd. 2, Kap. H, Göttingen
- Sahlins, Marshall D., 1958: Social Stratification in Polynesia, Seattle
- ders., 1968: Tribesmen, Englewood Cliffs
- ders., 1974: Stone Age Economics, London
- Sanders, William T., 1973: The Cultural Ecology of the Lowland Maya: A Reevaluation, in: Culbert, 1973, 325-366
- ders., 1977: Environmental Heterogeneity and the Evolution of Lowland Maya Civilization, in: Adams, 1977, 287-298
- ders., 1978: Ethnographic Analogy and the Teotihuacan Horizon Style, in: Pasztory, 1978, 35-44
- Schachermeyer, Fritz, 1978: Griechische Geschichte. Entwicklung und Zusammenbruch, München
- Service, Elman R., 1966: The Hunters, Englewood Cliffs
- ders., 1971: Primitive Social Organization, 2. Aufl., New York
- ders., 1977: Ursprünge des Staates und der Zivilisation. Der Prozeß der kulturellen Evolution, Frankfurt
- Shanin, Teodor (Hrsg.), 1979: Peasants and Peasant Societies, Harmondsworth, Middlesex
- Sharer, Robert J., 1977: The Maya Collapse Revisited: Internal and External Perspectives, in: Hammond, 1977, 532-552
- Sigrist, Christian, 1979: Regulierte Anarchie. Untersuchungen zum Fehlen und zur Entstehung politischer Herrschaft in segmentären Gesellschaften, 2. Aufl., Frankfurt
- Snodgrass, A.M., 1971: The Dark Age of Greece, Edinburgh
- Southall, Alan, 1965: A Critique of the Typology of States and Political Systems, in: M. Banton (Hrsg.): Political Systems and the Distribution of Power, London, 113-138
- Spahn, Peter, 1977: Mittelschicht und Polisbildung, Frankfurt - Bern - Las Vegas
- Starr, C.G., 1961: The Origins of Greek Civilisation, 1100-650 B.C., New York
- ders., 1977: The Economic and Social Growth of Early Greece, New York

- Steward, Julian H. (Hrsg.), 1955: Irrigation Civilizations: A Comparative Study, Washington D.C.
- ders., 1979: Theory of Culture Change, Urbana - Chicago - London
- ders./Faron, L., 1959: Native Peoples of South America, New York
- Stumpfeld, H., 1970: Staatsverfassung und Territorium im antiken China. Über die Bildung einer territorialen Staatsverfassung, Düsseldorf
- Swanton, John Reed, 1946: The Indians of the Southeastern United States. Smithsonian Institution Bureau of American Ethnology, Bulletin 137, Washington D.C.
- Terray, Emmanuel, 1974: Zur politischen Ökonomie der 'primitiven' Gesellschaften, Frankfurt
- ders., 1975: Classes and Class Consciousness in the Abron Kingdom of Gyaman, in: Bloch, 1975, 85-135
- Thilo, Thomas, 1973: Zum Problem der Staatsentstehung in China, in: Herrmann/Sellnow, 1973, 56-72
- Thomas, C.G., 1966: The Roots of Homeric Kingship, in: Historia, vol. XV, 387-407
- Thukydides: Geschichte des Peloponnesischen Krieges, hrsg. u. übertragen von G.P. Landmann, 3. Aufl., München 1981
- Thurnwald, Richard, 1935: Werden, Wandel und Gestaltung von Staat und Kultur im Lichte der Völkerforschung. Die menschliche Gesellschaft in ihren ethno-soziologischen Grundlagen, Bd. IV, Berlin - Leipzig
- Töpfer, Bernhard, 1967: Zur Problematik der vorkapitalistischen Klassengesellschaften, in: Jahrb.f. Wirtschaftsgeschichte, 259-286
- Turner, B.L. II, 1979: Prehispanic Terracing in the Central Maya Lowlands: Problems of Agricultural Intensification, in: Hammond/Willey, 1979, 103-115
- Webb, Malcolm C., 1973: The Peten Maya Decline Viewed in the Perspective of State Formation, in: Culbert, 1973, 367-404
- Weber, Max, 1922: Wirtschaft und Gesellschaft, 1. Aufl., Tübingen (WuG)
- ders., 1924: Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Tübingen (SWG)
- Webster, David L., 1977: Warfare and the Evolution of Maya Civilization, in: Adams, 1977, 335-372
- Webster, T.B.L., 1960: Von Mykene bis Homer, München - Wien
- Wheatley, Paul, 1971: The Pivot of the Four Quarters, Edinburgh
- Will, Edouard, 1977: Die ökonomische Entwicklung und die antike Polis, in: Seminar: Die Entstehung der antiken Klassengesellschaft, hrsg. von H.G. Kippenberg, Frankfurt, 100-135

- Willey, Gordon R., 1974: The Classic Maya Hiatus: A 'Rehearsal' for the Collapse? in: Hammond, 1974, 417-430
- ders., 1977a: The Rise of Maya Civilization: A Summary View, in: Adams, 1977, 383-424
- ders., 1977b: External Influences on the Lowland Maya: 1940 and 1975 Perspectives, in: Hammond, 1977, 58-81
- ders./Shimkin, D.B., 1973: The Maya Collapse: A Summary View, in: Culbert, 1973, 457-501
- Winter, Edward, 1958: The Aboriginal Political Structure of Bwamba, in: Middleton, J./Tait, D. (Hrsg.): Tribes without Rulers. Studies in African Segmentary Systems, London, 136-166



Johannes Weiß

Das Werk Max Webers in der marxistischen Rezeption und Kritik

1981. 251 S. 12 X 19 cm. (Studienbücher zur Sozialwissenschaft, Bd. 42).

Folieneinband

Der Autor untersucht Wirkung und Rezeption des Werkes von Max Weber in der marxistischen Literatur dieses Jahrhunderts. Die Studie faßt zum ersten Mal in systematischer Weise die marxistische Interpretation der Weberschen Schriften zusammen und zeigt die verschiedenen Ansätze, Lücken und Mißverständnisse auf.

Ekkart Zimmermann

Krisen, Staatsstreiche und Revolutionen

Theorien, Daten und neuere Forschungsansätze

1981. 436 S. 15,5 X 22,6 cm (Studien zur Sozialwissenschaft, Bd. 47).

Folieneinband

Erstmalig werden mit diesem Werk die Forschungen der letzten zwanzig Jahre über Krisen, militärische Staatsstreiche und Revolutionen im Zusammenhang behandelt. Der Schwerpunkt liegt auf sozial-strukturellen, wirtschaftlichen und politischen Bedingungen für Krisen, militärische Staatsstreiche und Revolutionen. Ziel der Arbeit ist die einigermaßen repräsentative und umfassende Aufarbeitung neuerer theoretischer Ansätze und bislang vorliegender empirischer Befunde auf allen drei Gebieten; zugleich sollen Perspektiven und neuere Ansätze zur fruchtbaren Weiterentwicklung aufgezeigt werden. Vorgeschaltet ist eine Untersuchung der Beziehungen zwischen Demokratie und Protest.

Samuel N. Eisenstadt

Revolution und die Transformation von Gesellschaften

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Hanne Herkommer.

1982. 304 S. 15,5 X 22,6 cm. Folieneinband

In diesem Werk werden nicht ein weiteres Mal die Ursachen von Revolutionen behandelt, sondern es wird das bisher vernachlässigte Problem untersucht, unter welchen Bedingungen jene Ursachen in einem Fall zu Revolutionen, im anderen Fall zu tiefgreifenden sozialen Transformationen führen. Der Autor stellt damit die Revolutionsproblematik in den Rahmen einer vergleichenden Kulturforschung und legt mit seiner Studie ein für dieses Forschungsgebiet grundlegendes Werk vor.

Heinz Steinert/Hubert Treiber

Die Revolution und ihre Theorien

Frankreich 1848: Marx, v. Stein, Tocqueville im Vergleich

1975. 104 S. 12 X 19 cm (Studienbücher zur Sozialwissenschaft, Bd. 28).

Folieneinband

Gegenstand der Studie sind die drei klassischen Analysen der 1848er Revolution in Frankreich von Karl Marx, Lorenz von Stein und Alexis de Tocqueville. Diese Revolutionsanalysen werden als unterschiedliche Ansätze zu „Theorien des sozialen Wandels“ in didaktischer Form dargestellt und miteinander verglichen: sie dienen sodann als Grundlage für eine Untersuchung aktueller Probleme der soziologischen Theoriebildung und entsprechender wissenschaftstheoretischer Voraussetzungen.

Westdeutscher Verlag